

Neunte Stolpersteinverlegung in Heidelberg

39 Heidelberger Opfern des NS-Regimes werden „die Namen zurückgegeben“, wie es der Künstler Gunter Demnig, Initiator der Stolpersteine, formuliert.

Montag, 10. Februar 2020

Verlegung der Stolpersteine an folgenden Orten:¹

09:00 Uhr	Amalienstraße 4	FAMILIE EHRMANN, BERTHA MENGES UND SOFIE METZGER
09:40 Uhr	Schillerstraße 18	EHELEUTE POLACK
10:10 Uhr	Albert-Mays-Straße 5	FAMILIE LAMMFROMM UND ROSA GRÜNBAUM
10:30 Uhr	Blumenstraße 15	MAX EISEMANN UND DR. BERTHOLD FUCHS
10:50 UHR	Rohrbacher Straße 43	EHELEUTE WEINBERGER
11:20 UHR	Friedrich-Ebert-Anlage 32	FRITZ HARRER
11:40 UHR	Plöck 73	ANNA JÖRDER
12:00 Uhr	Ziegelgasse 14	JAKOB ZAHN
12:30 Uhr	Hauptstraße 111	FAMILIE BORNSTEIN

anschließend

Mittagspause

14:00 Uhr	Plankengasse 2	LUCIA ÖSTRINGER, HUBERT WEIDINGER
14:30 Uhr	Hirschgasse 1	PAUL BECKER
15:15 Uhr	Mönchhofstraße 14	EHELEUTE V. WALDBERG
15:45 Uhr	Quinckestraße 69	WILLI HARTLIEB

17:00 Uhr

Gedanken und Musik zur 9. Stolpersteinverlegung

Pädagogische Hochschule, Keplerstraße 87

¹ Die Zeitangaben sind circa-Angaben. Je nach Dauer der vorangehenden Verlegezeremonien können nachfolgende Verlegungen etwas früher oder etwas später beginnen.

Dienstag, 11. Februar 2019

10:00 Uhr	Mühlthalstraße 101	IRENE SCHÄFER
10:45 Uhr	St. Michaelsgasse 5	BARBARA GÄRTNER
11:30 Uhr	Krahnengasse 6	URSULA HAUG
11:50 Uhr	Große Mantelgasse 12	JAKOB LEONHARD
12:15 Uhr	Karl-Ludwig-Straße 4	FAMILIE LINICK

Wir würden uns sehr über Ihre Teilnahme freuen!

Stolpersteine sind Zeichen des Erinnerns

Es sind kleine Gedenksteine, die vor den einstigen Wohnhäusern von NS-Opfern in das Straßenpflaster verlegt werden. In den 10 mal 10 cm großen Messingplatten sind die Namen, Lebensdaten und Hinweise auf das Schicksal des jeweiligen Opfers eingraviert. Sie erinnern die Vorübergehenden aber auch die Hausbewohnerinnen und -bewohner an Verbrechen, die nicht vergessen werden dürfen. Dass Stolpersteine das Bewusstsein von der „Zerbrechlichkeit der Zivilisation schärfen“ (Jutta Limbach), können wir nur hoffen.

Die neunte Stolperstein-Verlegung in Heidelberg erinnert im ersten Teil an jüdische Bürgerinnen und Bürger, die in Rohrbach, der Weststadt, der Altstadt und Neuenheim wohnten.

Zu ihnen gehört die Familie des Tabakhändlers Oskar Ehrmann, der 1936 sein Haus in der Amalienstraße an den Bad. Landesverband zur Bekämpfung der Tuberkulose (heute Thoraxklinik) verkaufen musste, um die Ausreise und das Exil seiner Familie in den USA zu bezahlen. Auch die Familie Lammfromm aus der Albert-Mays-Straße war gezwungen, ihr Textilgeschäft zu verkaufen, ihr 16-jähriger Sohn Alfred flüchtete nach Palästina. Zu jenen, die ihr Heim, ihren Beruf, ihre Praxis aufgeben mussten, um mit den wenigen ihnen verbliebenen Mitteln eine neue Existenz in den USA aufzubauen, gehörten die Ärzte Berthold Fuchs aus der Blumenstraße und das Ehepaar Weinberger aus der Rohrbacher Straße.

Vom 15. Oktober 1940 datiert der Erlass des Badischen Innenministeriums zur Deportation jüdischer Bürgerinnen und Bürger nach Gurs. Am 22. Oktober 1940 zwischen 4 und 7 Uhr brach die Gestapo in Heidelberg in die Wohnungen der Verfolgten ein, die oft in „Judenhäusern“ zusammengepfercht lebten. Nach tagelanger Zugfahrt erreichten sie das Lager Gurs in den Pyrenäen, in dem

sie in den folgenden Monaten ein unbeschreibliches Elend erwartete, „Baracken-Winter-Finsternis“ wie Alfred Mombert schrieb. Aus Heidelberg wurden wenigstens 282 Verfolgte deportiert: Kinder, Jugendliche, Erwachsene – der Großteil der Verschleppten war über 60 Jahre alt.

Für folgende Opfer der Gursdeportation verlegen wir im Februar 2020 Stolpersteine: Margarete Polack aus der Schillerstraße, sie kehrte 1946 krank und gebrechlich nach Heidelberg zurück. Dora Lammfromm wurde nach Gurs deportiert und 1942 in Auschwitz ermordet; Rosa Grünbaum aus der Albert-Mays Straße konnte 1947 in die USA emigrieren. Max Eisemann aus der Blumenstraße starb im November 1940 in einem Außenlager von Gurs. Bertha Linick aus der Karl-Ludwigstraße starb 1942 im Lager Noé, ihr Mann David überlebte. Von ihren Kindern Edgar und Gretel, die beide nach Spanien geflüchtet waren und auf Seiten der Internationalen Brigaden kämpften, kehrte Edgar zurück, Gretel wurde 1942 in Auschwitz ermordet.

Viele der Verfolgten, die in den 30er und 40er Jahren die Demütigungen, Denunziationen, Enteignungen und die Ignoranz ihrer Nachbarn nicht mehr ertrugen, starben an gebrochenem Herzen; zu ihnen gehören die Schwestern Bertha Menges und Sofie Metzger aus Rohrbach, Alfred Polack, Jonas Lammfromm, Selma Weinberger, Violetta und Max von Waldberg. Für Max von Waldberg, den Doktorvater zahlloser Studierender, war die Umzäunung seines Grundstücks in der Mönchhofstraße zur „Chinesischen Mauer“ geworden, die keiner seiner ehemaligen Bekannten zu überwinden suchte.

Ohne die Hilfe von Angehörigen, die unsere Recherchen mit Material, Fotografien und Erinnerungen unterstützten, wäre die Rekonstruktion vieler Biografien nicht möglich gewesen – dafür sind wir sehr dankbar.

So entstand auch die Geschichte der Familie Bornstein aus der Hauptstraße 111, die am Ende des Krieges in einem Gartenhäuschen untertauchte, in Gesprächen mit Freunden der Familie und einem Interview mit Dwora Rosenblatt, geb. Bornstein.

Weitaus schwieriger ist es Auskunft zu erhalten für den zweiten Teil unserer diesjährigen Stolperstein-Verlegung, die elf Opfern von „Euthanasie“-Morden gewidmet ist: Kleinkinder, Jugendliche, junge und alte Menschen wurden in die psychiatrischen Kliniken in Heidelberg und Wiesloch eingewiesen, als „Ballastexistenzen“ kategorisiert, in Arbeitstherapien missbraucht, sterilisiert und schließlich umgebracht. Ihr trauriges Schicksal war fast nur aus Krankenakten zu rekonstruieren. Studierende der Pädagogischen Hochschule Heidelberg und des Seminars für Diakonie, aber auch Mitglieder der Stolperstein-Initiative und Angehörige haben diese Arbeit übernommen. Auch für diese Opfer der NS-Medizin bemühen wir uns, die Stolpersteine am letzten „frei gewählten“ Wohnort zu verlegen:

In der Ebert-Anlage steht das Elternhaus von Fritz Harrer, dem der Arzt „paranoide Einstellung vor allem gegen Behörden“ attestierte, im Rahmen der „Aktion T4“ wurde Fritz Harrer in Grafeneck ermordet. Hier starb auch Jakob Zahn aus der Ziegelgasse, der gleichfalls in Wiesloch durch „Arbeittherapie“ d.h. als Arbeitssklave mißbraucht wurde.

Anna Jörder wohnte bei ihrem Vater in der Plöck 73, 1937 wurde sie sterilisiert, 1940 ermordet. Sie wurde 39 Jahre alt. Auch Barbara Gärtner aus der St. Michaelsgasse in Handschuhsheim, die 1944 in Hadamar starb, wurde gegen ihren Willen und den ihres Bruders sterilisiert. Mädchen und Frauen wurden meist im Diakonissenhaus in der Plöck (heute Frommelhaus), Jungen und Männer in der Chirurgischen Klinik sterilisiert. Zu den männlichen Opfern zählte der gehörlose Willi Hartlieb, der seine Kindheit in der Taubstummenanstalt in der Quinckestraße verbrachte. Briefe in seiner Krankenakte beweisen das liebevolle Verhältnis Willi Hartliebs zu seiner Mutter. Umso zynischer

der Antrag auf Sterilisation für den mittlerweile 22-jährigen, in dem es heißt: „Da auch seine Mutter minderwertig ist, darf erbliche Belastung angenommen werden.“

Auch Paul Becker aus der Hirschgasse 1 sehnte sich aus der „Heilanstalt“ Wiesloch zurück nach Hause zu seiner Mutter, doch trotz intensiven Bemühens gelang es der Familie nicht ihn zurückzuholen: Paul Becker wurde am 17. September 1940 in Grafeneck ermordet. An diesem Tag wurde auch der 12-jährige Hubert Weidinger in Grafeneck durch Gas getötet; für ihn verlegen wir in der Plankengasse einen Stolperstein. 1943 wurde der 77-jährige Jakob Leonhard in die „Heilanstalt“ Wiesloch eingeliefert. Jakob Leonhard hatte bis dahin sein kümmerliches Leben in der Großen Mantelgasse gefristet. Ihn denunzierte eine Nachbarin wegen „böswilliger Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP“. Ein Brief seiner Schwester, die ihn zu sich nehmen wollte, erreichte Jakob Leonhard nicht mehr – am 6. Juni 1944 war er in Hadamar wahrscheinlich an Hunger gestorben.

Nur drei Jahre alt wurden Irene Schäfer aus dem Eleonorenheim in der Mühlthalstraße und Ursula Haug aus der Krahnengasse. Ursula Haug litt an epileptischen Anfällen, der Anstaltsarzt attestierte „allgemeine Lästigkeit“. 1941 wurde sie als „Reichsausschusskind“ in der Wieslocher „Kinderfachabteilung“ getötet. Im folgenden Jahr wurde in diesem Gebäude die „Forschungsabteilung“ des Heidelberger Ordinarius Carl Schneider eingerichtet, „das schlimmste bekannt gewordene Beispiel einer über Leichen gehenden wissenschaftlichen Gesinnung“ (Ernst Klee).

Trotz intensiven Bemühens konnten weder die Studierenden noch die Mitglieder der Stolperstein-Initiative Angehörige der Opfer von „Euthanasie“-Morden ausfindig machen. Mit einer Ausnahme: Die Familie von Lucia Östringer, die nur wenig wusste vom Schicksal des kleinen Mädchens, das 1940 in Grafeneck ermordet wurde, schrieb einen fiktiven Brief an Lucia, der zu den berührendsten Zeugnissen dieser Broschüre gehört.



Linkes Bild: Familie Ehrmann mit Rohrbacher Nachbarn (v.l.n.r. Regina und Oskar Ehrmann, Frau Ziegler, sitzend Hans, Käthe Ziegler und Rolf); Bild oben: die Kinder Rolf und Hans; Bild unten v.l.n.r. Sophie Metzger, Rolf, Regina, Hans und Bertha Menges, geb. Metzger, die Mutter von Regina Ehrmann (Fotos: privat)



Oskar Salomon Ehrmann

geb. 4.7.1894 in Nußloch, im Mai 1937 Flucht in die USA, gest. 9.6.1940 in Toms River/New Jersey

Regina Ehrmann, geb. Menges

geb. 10.2.1896 in Rohrbach, gest. 6.7.1935 in Detmold

Hans Ehrmann

geb. 16.3.1923 in Heidelberg, im Mai 1937 Flucht in die USA, gest. 22.6.1985 in Toms River/New Jersey

Rolf Ehrmann

geb. 3.3.1925 in Heidelberg, im Mai 1937 Flucht in die USA, gest. im Okt. 1966 in Toms River/New Jersey

Bertha Menges, geb. Metzger

geb. 14.4.1860 in Rohrbach, gest. 11.12.1935 in Heidelberg-Rohrbach

Sofie Metzger

geb. 14.6.1863 in Rohrbach, gest. 13.2.1934 in Heidelberg-Rohrbach

Das Leben der Familie Ehrmann entsprach dem Leben vieler jüdischer Familien, die sich seit Anfang des 18. Jahrhunderts als sog. Landjuden in den kleinen Gemeinden im Südwesten Deutschlands ansiedelten. Sie waren bis zur bürgerlichen Gleichstellung im 19. Jahrhundert abhängige Schutzjuden, sie hatten nur begrenzte berufliche Möglichkeiten und verdienten daher ihren Lebensunterhalt im Handel mit Vieh, Tabak und Textilwaren; sie lebten über Generationen im Ort, waren mehr oder weniger eingebunden in die Dorfgemeinschaft, beruflich mehr oder weniger erfolgreiche Bürger und ihre Kinder besuchten, nachdem die allgemeine Schulpflicht im 19. Jahrhundert eingeführt worden war, die Volksschule am Ort und anschließend häufig weiterbildende Schulen – sie waren tief verwurzelt im jeweiligen Dorf und in der Region.

So stammt Oskar Ehrmann aus Nussloch, wo sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts seine Vorfahren aus Aschaffenburg niedergelassen haben. Ein Zweig der Familie hatte 1815 den Namen Ehrmann angenommen, ein anderer den Namen Mayer. Seine Familie führte in Nussloch eine Hop-

fenhandlung und einen Fermentationsbetrieb für Rohtabak. Um 1920/22 heiratete Ehrmann Regina Menges aus Rohrbach, die wiederum aus einer alteingesessenen Rohrbacher Familie stammte. Bereits die Vorfahren ihrer Mutter waren hier ansässig. Ihre Großmutter, Babette Sondheimer, ist 1827 in Rohrbach geboren. Sie hat um die Mitte des 19. Jahrhunderts den Bürger und Handelsmann Joseph Metzger aus Eichtersheim geheiratet. Sie hatten mindestens vier Kinder, die in Rohrbach geboren wurden. Bertha, die Mutter von Regina, war ihre zweitälteste Tochter, Lina, 1858 geboren, war die älteste und nach Sofie, der dritten Tochter, kam 1869 noch der Sohn Wilhelm zur Welt.

Oskar Ehrmann zog in das Elternhaus seiner Frau in der damaligen Schloßstraße 4, heute Amalienstraße. Mit im Haushalt lebte seine verwitwete Schwiegermutter, Bertha Menges und deren unverheiratete Schwester Sofie Metzger. Ehrmann übernahm im Erdgeschoss das Geschäft seines um 1927 verstorbenen Schwiegervaters Edmund Menges, der hier eine Mehl- und Futterartikelhandlung geführt hatte.

**Ehrmann Osk., Inh. der Fa. Ed. Menges,
Schloßstr. 4 1136**

Eintrag im Heidelberger Adressbuch 1929:

Mit seinem Bruder Ferdinand, der weiterhin in Nussloch lebte, besorgte er für die Firmen Martin Brinkmann in Bremen und die Zigarrenfabrik Günzburger in Emendingen die Einkäufe für Pfälzer Rohrtabake und betrieb in Rohrbach nun einen Landprodukten- und Zigarren Großhandel.

1923 und 1925 kamen die Söhne, Hans und Rolf, zur Welt. Diese wuchsen in Rohrbach auf, besuchten hier die Volksschule und wechselten dann 1933 bzw. 1935 auf die Oberrealschule in Heidelberg, die sich in der Kettengasse befand. 1937 war es vorbei mit dem Schulbesuch, sie mussten die Schule verlassen, als das Schulverbot für jüdische Schülerinnen und Schüler Gesetz wurde. Rolf ging noch für kurze Zeit in die jüdische Schule in der Bunsenstraße, die eigens für jüdische Kinder eingerichtet wurde. Für Hans ist kein weiterer Schulbesuch verzeichnet, vermutlich, weil er nicht mehr schulpflichtig war.

Ein großes Unglück traf die Familie als Regina Ehrmann 1935 bei einem Verkehrsunfall in Detmold, wo die Familie Verwandte besuchte, ums Leben kam. Sie war 39 Jahre alt. Von dem schmerzlichen Verlust, den ihr Tod für die Familie bedeutete, zeugt die Todesanzeige und eine Nachricht

Meine innigst geliebte Frau, unsere teure unvergessliche Mutter, Tochter und Schwiegertochter, unsere liebe Schwägerin, Nichte und Cousine

Frau Regina Ehrmann, geb. Menges

ist uns im Alter von 39 Jahren durch einen Unglücksfall entrissen worden.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Oskar Ehrmann / Bertha Menges
Heidelberg – Rohrbach, den 8. Juli 1935

Beerdigung am Mittwoch, den 10. Juli vormittags 11 Uhr von der isr. Leichenhalle Heidelberg aus.

Todesanzeige für Regina Ehrmann in der hiesigen Tageszeitung (Quelle: privat)

über den Unfall in der hiesigen Tageszeitung. Der Artikel erwähnt auch die „herzliche Teilnahme“ der Rohrbacher Einwohner.

☒ (Auto-Unfall mit Todesfolge.) Bei Detmold, wo das Ehepaar Ehrmann, Landesproduktionshändler von Heidelberg-Rohrbach, Verwandte besuchte, platzte ein Reifen ihres Personenwagens, wobei sich der Wagen überhöhlte. Die 39jährige Ehefrau Regine geb. Menges erlitt derartige Verletzungen, daß sie nach kurzer Zeit im dortigen Krankenhaus starb. Die anderen Insassen des Autos kamen mit dem Schrecken davon. Nebst dem Gatten betrauern zwei schulpflichtige Knaben und die hochbetagte Mutter den Verlust. Auch seitens der Rohrbacher Einwohner wird der schwergeprüften Familie herzliche Teilnahme entgegengebracht.

Bericht in der Tageszeitung (Quelle: privat)

Im Dezember des selben Jahres ist auch Reginas Mutter, Bertha Menges, in Rohrbach gestorben. Ihre Tante, Sofie, starb bereits im Februar 1934.

Ehrmann, nun allein mit zwei Kindern, bekam längst den Boykott gegen jüdische Geschäfte zu spüren¹ und spätestens seit den Nürnberger Gesetzen im September 1935, in welchen Juden zu Bürgern minderen Rechts erniedrigt wurden, war auch ihm klar, dass seine Familie in Deutschland keine Zukunft mehr haben konnte. Er verkaufte am 6. April 1936 das Haus in der heutigen Amalienstraße an den Badischen Landesverband zur Bekämpfung der Tuberkulose in Karlsruhe, heute Thoraxklinik.² Wenig später, am 24. April 1936, zog er mit seinen beiden Söhnen wieder in seinen Geburtsort Nußloch. Vorbereitungen zur Emigration waren längst in Gang gesetzt, denn es dauerte in der Regel Jahre bis die ersehnte Einreisegenehmigung vorlag, die Wartelisten für Visa waren lang. Die Einreisquoten für die USA wurden in diesen Jahren selten ausgeschöpft, da die Bedingungen häufig eine unüberwindbare Barri-

- 1 Sein Geschäft steht auf der Liste der zu boykottierenden Geschäfte von April 1933.
- 2 Der Verkauf wurde mit dem Eintrag im Grundbuchamt am 9. Oktober 1936 besiegelt.

ere darstellten, viele scheiterten an der Devisenbeschaffung und der restriktiven Politik der amerikanischen Einwanderungsbehörden. Eine in den USA lebende entfernte Verwandte übernahm die Bürgerschaft für die Familie und Oskar Ehrmann reiste selbst 1936 in die USA um all die nötigen Papiere und die Affidavits von ihr zu bekommen. Im Mai 1937 war es endlich soweit, Ehrmann verließ mit seiner zweiten Ehefrau und seinen Kindern Nazideutschland und floh über England in die USA. Eine Möglichkeit Geld aus Deutschland herauszubekommen, bestand darin, Leica Kameras zu schmuggeln. Ein befreundeter Tischler aus Nussloch, baute ihnen ca. zwölf Kameras in ein Möbelstück ein, das sie in den USA aufbrachen und die Kameras dann verkauften.³

Am 7. August 1936 hatte Oskar Ehrmann Friederike Amalie (gen. Friedel) Mayer (1909–2003) aus Leimen geheiratet. Sie war die Tochter des Leimener Brauereibesitzers Hugo Mayer (1864–1942) und seiner Frau Karolina Mayer, geb. Bierig (1879–1944), die im Oktober 1940 nach Gurs deportiert wurden.

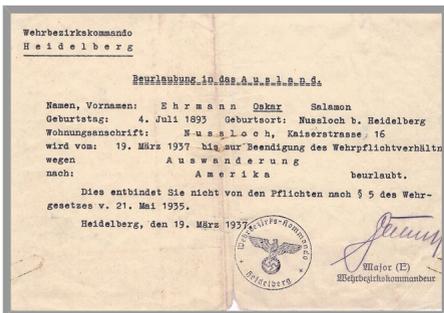
Bizarr klingt der Brief, der sich in den Unterlagen der Familie Ehrmann befindet: Ein Brief vom Wehrbezirkskommando Heidelberg vom 19. März 1937 worin man Ehrmann eine Beurlaubung trotz „Auswan-

derung“ bis zur Beendigung des Wehrpflichtverhältnisses genehmigt. Das Schreiben verweist darauf, dass ihn die Beurlaubung aber nicht von den Pflichten nach § 5 des Wehrgesetzes v. 21. Mai 1935 entbinde.

Ein reger und inniger Briefwechsel zwischen den in die USA Geflohenen und den nach Gurs Deportierten macht die Not in den französischen Lagern deutlich und erzählt von dem verzweifelten Versuch die Eltern und weitere Verwandte aus den Lagern zu retten, indem man sich um die Einwanderungserlaubnis bemühte, oder mit Geldüberweisungen und Paketsendungen die größte Not im Lager zu lindern versuchte. Dabei darf man nicht vergessen, dass die Geflohenen selbst noch dabei waren sich eine neue Existenz aufzubauen und die Einkünfte so gering waren, dass sie meist nur für das Nötigste reichten. Die Briefe, die meist wochenlang unterwegs waren, oft die Adressaten nicht erreichten und wieder zurückkamen, zeugen aber auch von der tiefen emotionalen Nähe, die die auseinandergerissene Familie miteinander verband und von der tiefen Hoffnung, bald wieder zusammen sein zu können.⁴

Bitte Euch um Dauerware Lebensmittel. Es ging alles ganz rasch. Hoffe Euch alle gesund und macht Euch keine Sorgen. [...]

Wir sind 52 P. in unserer Baracke [...] Mittags ist es meistens so warm wie bei uns im Sommer und Nachts meistens sehr kalt auch hatten schon viel Regen und der Boden dann sehr schlüpfrig. Mit I. Vater habe einen Brief und Sachaustausch [...]. Bis jetzt haben wir uns einmal am Zaun gesprochen [...] Morgens haben Kaffee Mittags und Abends gute Suppe und gutes Brot. [...] man muß mit dem bisschen Geld sehr haushalten und hoffen recht bald von Euch zu hören. Vielleicht kannst Du, I. Friedl, etwas Kakao, Tee und etwas Kandis, Milch und Marmelade und etwas Fetthaltiges für Brotaufstrich finden. Jetzt haben noch bisher Vorrat von zu Hause. Das beste wäre wenn wir bald zu Euch könnten.



Schreiben des Wehrbezirkskommandos Heidelberg an Oskar Ehrmann (Quelle: privat)

3 Email Linda Ziskind v. 7.1.2020.

4 <http://www.mahnmal-projekt-leimen.de/index.html>.

Es gelingt ihnen nicht die Eltern zu retten: Am Neujahrsabend 1942 ist Friederikes Vater, Hugo Mayer, im Lager Noé schwer erkrankt, gestorben. Ihre Mutter, Karolina Mayer, ihre Stiefgroßmutter Karoline Bierig und ihre Tante Selma Bierig wurden am 14. August 1942 in Auschwitz ermordet.

Wie erging es der Familie Ehrmann in den USA? Dort angekommen, lebte sie die ersten zwei Jahr in New York, bevor sie ein Angebot der Jewish Agricultural Society (JAS) annahm, sich in New Jersey als Hühnerfarmer niederzulassen. Der „Gartenstaat“ New Jersey bot ungefähr 300 geflohenen jüdischen Familien seit 1939 die Möglichkeit sich als Hühnerzüchter eine neue Existenz aufzubauen. In Toms River und Umgebung lebten ungefähr 40 Familien, die aus Baden stammten. Dazu gehörte seit 1939 auch die Familie Ehrmann. Sich als Jude in der Landwirtschaft eine Existenz aufzubauen, war nicht selbstverständlich, auch nicht in den USA. Über Jahrhunderte hinweg war es Juden verwehrt Landwirtschaft zu betreiben oder auch nur Land zu besitzen, so dass ihnen als einzige Erwerbsmöglichkeit der Handel mit Landprodukten blieb. Auch in den USA sah das „gängige Vorurteil im Juden den Händler aus der Großstadt“. So wurden Juden z.B. staatliche Kredite wegen mangelnder Berufserfahrung verwehrt, die man nichtjüdischen Farmern jedoch gewährte. Die Neuankömmlinge erwartete eine berufsfremde, harte Arbeit, neben der körperlichen Anstrengung mussten sie sich im Selbststudium alle Aspekte der Hühnerzucht aneignen.⁵

Oskar Ehrmann starb bereits am 9. Juni 1940 in Toms River an einem Herzinfarkt, wenig später nachdem er zum dritten Mal Vater geworden war. Charly wurde am 3. Mai 1940 geboren. Hans, Ehrmanns älteste

Sohn, arbeitete auf der Hühnerfarm, während Rolf sich als Schreiner verdingte.

Briefe von Friedel Ehrmann an ihre Mutter Karolina Mayer in das Lager Noé beschreiben ein wenig die Situation in Toms River:⁶

Unser Charlie ist so ein goldiges liebes Kind und [...] hoffentlich lernst du es bald kennen. Was hätte Ib. Oskar und was hätte Ib. Vater eine Freude an dem Kind. [...] Hans und Rolf sind prächtige Jungens. Hans hat die Farm tadellos in Schuss und ist die Farmerei dieses Jahr an u. für sich rentabel und wünschten wir uns dass wir Dir Eier, Hühner u. Milch schicken könnten. Rolf hat einen guten Job und verdient gut. [...] Er] arbeitet vorerst als Schreiner und hilft Hans in seiner Freizeit mit bei der Farm.

Die Enkelin von Oskar Ehrmann, Linda Ziskind, die heute in New York lebt, schreibt wie sehr die Verbundenheit ihrer Familie mit Deutschland ihre Kindheit geprägt hat:⁷

Als meine Familie in die USA kam, brachten sie fast alles mit, was sie besaßen. Das Haus glich einem Museum des deutsch-jüdischen Lebens um die 1930er Jahre. Jedes Möbelstück, alle Bettwäsche, alle Haus- und Küchensachen stammten aus Deutschland. Ich erinnere mich, wie ich mich als Kind fühlte, als wäre das Haus eine Zeitmaschine, die eine Verbindung zum Leben meiner Familie in Deutschland darstellte. Mein Lieblingsbuch aus meiner Kindheit hat mir meine Großmutter vorgelesen – Max und Moritz von Wilhelm Busch. Die Schwester meines Großvaters, Tante Mina, hat uns auf den Knien gehüpft, während sie Hoppe Hoppe Reiter sang. Es war, als würde ich in zwei Welten leben – der heutigen Welt meiner Kindheit und der längst vergangenen Welt der Kindheit meines Vaters. Ich habe mich schon immer für die Geschichte meiner Familie interessiert, und ich hatte das große Glück, dass sie so viel mitgebracht haben, einschließlich Briefe und Dokumenten aus dem späten 18. Jahrhundert. [...] Sie waren so sehr in das deutsche Leben integriert, dass sie sich nicht als Juden betrachteten, die zufällig Deutsche waren. Sie fühlten sich als Deutsche, die zufällig Juden waren.

5 Siehe: Gert Niers: Neuanfang auf dem Lande. Die Hühnerzüchter von New Jersey, in: Wolfgang Benz (Hg.): Das Exil der Kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration, München 1991.

6 <http://www.mahnmal-projekt-leimen.de/index.html>, Brief v. 17.10.1942.

7 Email v. 28.11.2020.

Familie Ehrmann in den 30er Jahren,
Regina Ehrmann mit den Söhnen Hans
und Rolf. Mittleres Bild zeigt Oskar Ehr-
mann bei seiner Arbeit als Tabakhänd-
ler. (Fotos: privat)



Heidelberg, den 10. Dezember 1945 Nr. 733. C

Der Herrmanns Strauß
die Verheirateten sind
für den Übergebenen
in die der Ehefrau
Herrn der Heirat des
Verheirateten fallen
die Ehefrau
zu bezeichnen
Müller

Heidelberg, den 16. April 1940.

Dr. Chemiker Doktor der Philosophie Alfred Israel
P. o. l. a c k, israelitisch
wohnt in Heidelberg, Zähringerstraße 15
am 15. April 1940 am 14. Mr. 30. Tüsten
in Heidelberg, Zähringerstraße 15, verheiratet.

Dr. Ehepartner war geboren am 4. September 1874
in Hamburg.

Dr. Leopold Polack, zuletzt wohnt in Hamburg.

Dr. Kerzine Sara geborene Friss, wohnt in Ham-
burg.

Dr. Ehepartner war verheiratet mit Margarete Sara
geborenen Caro, wohnt in Heidelberg.

Eingetragene auf einmündige Ehefrau des Kaufmannsilly
Sally Israel Seligmann, hier, Große Mantelgasse 5.

Dr. Ehepartner ist bekannt. Er ist von dem Storbefall
aus eigener Wissenschaft unterrichtet.

Dr. Ehepartner war verheiratet
mit Sally Israel Seligmann

Dr. Ehepartner
Müller

In Vertretung:

Zeichenfeld:

Heidelberg, den 10. Dezember 1945 in Paris

Eidesstattliche Erklärung

Es erscheint Frau Rositta Oppenheimer, wohnt in Wiesloch,
Weidelbergerstr. 52 und gibt über die Strafbarkeit der Abgabe einer
widerrechtlich unrichtigen Eidesstattlichen Erklärung ab, wie folgt
an:

Ich kenne Frau Margarete Polack schon seit vielen Jahren. Sie wohnte
in Heidelberg, war Witwe und wurde am 22. Oktober 1940, als alle
Kinder aus Heidelberg, nach Frankreich deportiert. Sie fuhr mit mir
im selben Zug und bestand sich bis ungefähr Mitte März 1941 mit mir
in Paris ab. Dr. 14. Okt. 1. Dann kam sie mit dem HENRI BROUEN nach Saar-
brücken. Von dort wurden die Jungfrauen Juden nach dem Osten ver-
schleppt und die alten Leute kamen nach Mos. Dies geschah im August
1942. Dies weiß ich weil ich selbst zu der Zeit in Mos war und die
Frau P. dort wieder gesehen habe. Sie lebte in der gleichen Baracke
wie ich. Im August 1942 hat der Service Soziale France die alten
Leute in Hospize gebracht um Frau P. kam nach Lens la Saulnier,
dann habe ich sie aus dem Auge verloren.

Heidelberg, den 24. Juli 1950.

gez: Rositta Oppenheimer-Kramer

gez: Dr. v. Janda-Eble

Der Öffentliche Anwalt
für die Wiedergutmachung

Sterbeurkunde von Alfred Polack
(Quelle: Stadtarchiv Heidelberg)

Eidesstattliche Erklärung von Rositta Oppenheimer-Kramer,
die Margarete Polacks Aufenthalt in französischen Lagern be-
stätigt. (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 480/615/1)

Dr. Marie Claus
prakt. Ärztin
Heidelberg, Gaisbergstraße 31a
Telefon 3239

Heidelberg, den 30. 12. 1960

Herrn Dr. Alfred Polack Chemiker, geb. 4. IX. 1874
würde am 30. XII. 1940 gezwungen, aus seiner Wohnung aus-
zuweichen ist, in einem jüdischen Keller - Zehnhäuser 15 -
Unterkunft zu nehmen. Zwei Tage und neun Nächte
bekam er eine schwere Meningitis purulenta (Coronarinfarkt)
von der er sich nicht wieder erholte ist. eine paar Tage
später starb. Dass Verfallgründe ist. Tüsten ist. Tüsten
der erzwungene Wehrungswechsel Ursache der Krank-
heit ist. des Todes waren, ist sicher anzunehmen.

Ich kenne die Familie Dr. Alfred Polack schon sehr
lange ist. bestätige, dass Herr Dr. P. vor seiner Verfol-
gung ist. den damit verbundenen Verfallgründen voll-
kommen gerinnlos war, sodass er nach meiner ärztlichen
Überzeugung ein Opfer des III. Reichs geworden ist.

Dr. Marie Claus
prakt. Ärztin
HEIDELBERG
Gaisbergstraße 31a

Dr. Claus

Attest der Hausärztin Marie Claus an die Wiedergutmachungsbehörde (Quelle:
GLA 480/615/1)

Dr. Alfred Polack

geb. 4.9.1874 in Hamburg, gest. 15.4.1940 in Heidelberg

Margarete Polack, geb. Caro

geb. 18.4.1872 in Breslau, am 22.10.1940 Deportation nach Gurs, überlebt in verschiedenen Lagern und Hospizen in Frankreich, gest. 2.12.1953 in Heidelberg

Am 25. Oktober 1946 kehrte Margarete Polack¹ aus Frankreich nach Heidelberg zurück.² Jetzt, sechs Jahre nach der Deportation – Margarete Polack ist 74 Jahre alt – krank, allein und völlig mittellos, kehrt sie zurück und zieht wieder in die Weststadt, wo sie einst mit ihrem Mann, einem Chemiker, ein gutes Leben geführt hatte, gesellschaftlich anerkannt war und einen großen Freundes- und Bekanntenkreis gehabt hatte. Ihre Wohnung war ausgestattet mit einer wertvollen Bibliothek und einem Radio. An Musik interessiert, hörte man gerne gemeinsam Konzerte im Rundfunk; der Ehemann, ein hervorragender Cellospieler, war selbst einst häufig dort zu hören.

Die 1872 in Breslau geborene Margarete Caro hatte am 30. Mai 1901 in Paris den 1874 in Hamburg geborenen Chemiker Dr. Alfred Polack geheiratet. Die Ehe blieb kinderlos.

Alfred Polack ist erstmals 1916 im Heidelberger Adressbuch in der Kleinschmidt-

straße 16 nachweisbar, nicht weit entfernt von seinem Cousin Richard Polack, der seit 1913 in der Schillerstraße 10 wohnte. Die Mütter der beiden Cousins waren Schwestern. Alfred war der Sohn von Leopold Polack und Zernine geb. Fries aus Hamburg. Ihre Schwester Lea, die Mutter Richards, lebte später auch in Heidelberg. Sie war die älteste 1940 nach Gurs deportierte Heidelbergerin. Alfred Polack arbeitete bei IG-Farben in Ludwigshafen (BASF), wo er durch einen Betriebsunfall das Augenlicht verlor. Von 1920 bis 1939 war er dort „in freiem Mitarbeiterverhältnis“³ beschäftigt.

Seit 1921 (Adressbuch 1922) wohnten die Eheleute in der Kleinschmidtstraße 42, 1932 zogen sie in die Schillerstraße 18. Alfred Polack war ein ausgezeichnete Cellospieler, er gab des Öfteren Konzerte im Rundfunk. Während des Ersten Weltkrieges musizierte er im Lazarett vor Verwundeten und in seinem Haus traf man sich häufig zur Hausmusik.

In den Wiedergutmachungsakten findet sich ein Schreiben von Stefanie Pellissier – sie war eine gute Freundin des Ehepaars und teilte verschiedene Wohnungen mit ihnen – an die Wiedergutmachungsbehörde, worin sie sehr ausführlich die Einschränkungen und das Leid beschreibt, dem die Eheleute Polack ausgesetzt waren: Als „künstlerische Menschen“ hätten sie sehr unter dem Verbot, Konzerte-, Theater- und sonstige öffentliche Veranstaltungen zu besuchen, gelitten; ebenso unter dem entwürdigenden Tragen der jüdischen Vorna-

1 Der Beitrag ist eine gekürzte Fassung aus: Claudia Rink: Stefanie Pellissier und das Ehepaar Alfred und Margarete Polack. Vierzig Jahre Freundschaft, in: Norbert Giovannini (Hg.), Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink: Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg 1933–1945, Heidelberg 1919.

2 Ich danke Oran Young, der Urgroßnichte Alfred und Margarete Polacks, für den Hinweis auf Stefanie Pellissier. Ihre Informationen stammen aus den Erzählungen ihrer Mutter, Susanne Moyal, geb. Polack, die in Heidelberg aufgewachsen ist. Oran Young besuchte im Sommer 2016 Heidelberg, um die ehemaligen Orte ihrer Familie kennenzulernen.

3 GLA 480/615/1, Wiedergutmachungsakten.

men Sara und Israel sowie dem Erhalt der Kennkarte mit einem großen „J“ darauf. Seit dem Jahr 1938 musste das Paar mehrere Hausdurchsuchungen erdulden, bei welchen ihnen Lebensmittel, wie Öl, Konservendosen, Fleischkonserven und Seife weggenommen wurden. Tief getroffen hat sie die Beschlagnahmung des Radios; der Telefonanschluss wurde ihnen gekündigt. Ebenso mussten sie alle Wertgegenstände, Silberbesteck und Schmuck abliefern, einer wertvollen Bibliothek wurden sie beraubt.

Aus diesem Brief erfahren wir auch, dass das Ehepaar Polack gezwungen wurde, in ein jüdisches Haus zu ziehen. Offensichtlich ist dieser Umzug ein Beispiel für die in diesen Monaten zahlreich durchgeführten Entmietungen und Einweisungen in sogenannte *Judenhäuser*.⁴ Der Anstoß dazu kam zwar aus Berlin, aber in Heidelberg wurde er gerne aufgenommen und umgesetzt. Kreisleiter Wilhelm Seiler berichtet in seinen Amtstagebüchern dazu: „Die Sitzung findet statt [9. Januar 1940] wegen der Juden in arischen Häusern und der Arier in jüdischen Häusern. Es wird mit der Stadt ein scharfes Vorgehen zur Bereinigung der Frage abgesprochen, sodass in einem Vierteljahr etwa die Juden unter sich sein werden.“

All diese Schikanen, Repressalien und Bedrohungen trafen Alfred Polack so sehr, dass er zwei Tage nach dem Umzug eine schwere Angina pectoris erlitt, „von der er sich nicht wieder erholte“ – wie es im Gutachten seiner Ärztin Marie Clauss heißt. 14 Tage später am 15. April 1940 ist er gestorben. Marie Clauss bestätigt diesen ursächlichen Zusammenhang in ihrem Schreiben an die Wiedergutmachungsbehörde. Sie sieht seinen Tod, des bis dahin „vollkommen gesunden Mannes“, eindeutig in den „Verfolgungen und Ängste[n] und zu-

letzt [in dem] erzwungene[n] Wohnungswechsel“.

Das sogenannte Judenhaus in der Zähringerstraße 15, in das das Ehepaar Polack im April 1940 eingewiesen wurde und wo Margarete nach dem Tod ihres Mannes weiterhin lebte, gehörte dem Gynäkologen Prof. Dr. Maximilian (Denny) Neu und seiner Frau Zilla. Neu führte dort seit 1919 eine gynäkologische Praxis mit einer angeschlossenen Klinik für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten, bis ihm 1933 die Kasenzulassung und die Lehrbefugnis an der Universität entzogen wurde; jetzt durfte er nur noch jüdische Patienten behandeln. Das Berufsverbot 1938 für „nichtarische“ Ärzte bedeutete schließlich das Ende seiner Praxis und Klinik.

Außer Margarete Polack wohnten dort die Schwestern Adele Bock und Nanny Schneider, geb. Bock. Alle drei Frauen wurden am 22. Oktober 1940 von hier nach Gurs deportiert. Margarete Polack war zu diesem Zeitpunkt 68 Jahre alt. Die Eheleute Maximilian und Zilla Neu haben sich am selben Tag das Leben genommen, um der Deportation zu entgehen.

Margarete Polack hat Gurs überlebt und kehrte im Oktober 1946 nach Heidelberg zurück.⁵ Sechs Jahre hatte sie in fran-

4 Norbert Giovannini, Claudia Rink: Ghetto ohne Ghetto. Hinweise zu den Judenhäusern in Heidelberg 1938–1945, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 14, 2010, S. 75–99.

5 Orah Young berichtet, Pellissier habe vom Bürgermeister die Erlaubnis erhalten, Margarete Polack nach Heidelberg zurückzuführen. Für die Rückkehr nach Heidelberg war die Einwilligung der amerikanischen Militärregierung notwendig. Dieses Prozedere kennen wir z.B. auch von Rositta Oppenheimer, um deren Einreisegenehmigung sich Pfarrer Hermann Maas im April 1946 bemüht hat. Siehe Norbert Giovannini, Frank Moraw (Hgg.): *Erinnertes Leben. Autobiographische Texte zur jüdischen Geschichte Heidelbergs*, Heidelberg 1998, S. 272. Im GLA findet sich auch eine eidessattliche Erklärung von Rositta Oppenheimer, worin sie erklärt, dass sie zusammen mit Margarete Polack nach Gurs verschleppt wurde, sie dort zusammen im gleichen Ilot untergebracht waren, und dass sie sich im August 1942 im Lager Noé wieder begegnet sind.

zösischen Lagern und Hospizen verbracht: Gurs, Récébédou, Noé, Lons-le-Saunier und Mâcon.⁶ 1942 erlitt sie in Récébédou einen Schlaganfall, der im Lager entsprechend nicht fachgemäß behandelt wurde und bei ihr eine halbseitige Lähmung und Sprachstörungen hinterlassen hat. In diesem Zustand, krank und völlig verarmt, ist sie in Heidelberg angekommen und fand Unterschlupf bei ihrer Freundin und „Pflegetochter“ Stefanie Pellissier, die mittlerweile in der Häuserstraße 22 wohnte.

Stefanie Pellissier kümmerte sich nun in den folgenden Jahren hingebungsvoll um die kranke Freundin, die durch mehrere Stürze, verursacht durch die halbseitige Lähmung, Oberschenkelhalsbrüche auf beiden Seiten erlitten hatte und nun völlig auf fremde Hilfe angewiesen war. Pellissier unterstützte sie auch gemeinsam mit dem CDU Stadtrat Peter Ditton, in dem zermürbenden, langen und zähen Kampf durch die bürokratischen Institutionen, um Haftentschädigung, Hinterbliebenenrente und Wiedergutmachung zu erhalten. An Margarete Polacks immer schwächer und undeutlicher werdender Unterschrift in den verschiedenen Dokumenten, ist zu erkennen, dass sie selbst kaum mehr in der Lage war, diesen komplizierten und aufwendigen Schriftverkehr zu bewältigen. Sie war völlig auf die Hilfe ihrer Freundin angewiesen. Es ist erschütternd zu lesen, wie Antrag um Antrag gestellt wurde, Unterlagen und Beweise für das erlittene Leid erbracht werden mussten, viele ärztliche Atteste geliefert wurden, die dann misstrauisch angenommen und infrage gestellt schließlich doch zu einer Ablehnung der Ansprüche führten. Lebensunterhalt, Krankenhauskos-

ten, dringende Pflegeunterstützung, all das hat Stefanie Pellissier aus eigener Kraft mit ihrem schmalen Budget finanziert. In einem Brief an die Landesbezirksstelle für Wiedergutmachung bittet sie im Juli 1952 inständig „um alsbaldige Abwicklung der ganzen Angelegenheit“, da sie nicht mehr wüsste, wie sie diese Ausgaben für Frau Polack noch decken solle. Margarete Polack starb am 2. Dezember 1953 in Heidelberg.



Das Grab von Alfred und Margarete Polack auf dem jüdischen Friedhof am Bergfriedhof. (Foto: privat)

6 GLA 480/615/1: Vom 22.10.1940 bis 18.3.1941 in Camp de Gurs, vom 18.3.1941 bis 3.8.1942 in Camp de Récébédou, vom 3.8.1942 bis 17.8.1943 in Camp de Noé, vom 17.8.1943 bis 26.10.1943 im Hospice in Lons de Saulnier, vom 26.10.1943 bis 25.10.1946 im Hospice départementale in Mâcon (Saône et Loire).

Jonas Lammfromm

geb. 18.10.1892 in Buttenwiesen (Bayern), gest. 8.10.1939 in Heidelberg

Dora Lammfromm, geb. Grünbaum

geb. 14.5.1897 in Markt Wilhermsdorf (Bayern), am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, über Noé, Récébédou und Drancy am 28.8.1942 nach Auschwitz, ermordet

Alfred (Abraham) Lammfromm

geb. 17.4.1921 in Markt Wilhermsdorf (Bayern), im Frühjahr 1937 Flucht nach Palästina, gest. 11.6.2015 in Haifa/Israel

Rosa Grünbaum, geb. Neu

geb. 29.8.1871 in Markt Wilhermsdorf (Bayern), am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, danach Noé und Cadouin, im Mai 1947 in die USA emigriert, gest. 27.7.1958 in New York

Beginn in Franken

Die gemeinsame Geschichte der Familien Lammfromm und Grünbaum begann fern von Heidelberg im mittelfränkischen Markt Wilhermsdorf bei Fürth.¹ Dort vermählten sich am 15. Juni 1920 Jonas Lammfromm und Dora Grünbaum², deren beider Schicksal und das ihrer unmittelbaren Angehörigen künftig eng miteinander verbunden waren. Über Wilhermsdorf und Heidelberg nach Frankreich und Polen, doch auch weit über die Grenzen des europäischen Festlandes hinweg, bis nach Palästina und in die USA, sollten im Zuge der rassistischen und xenophoben Politik der Nationalsozialisten sowie ihrer verbrecherischen Verfolgungs- und Ausgrenzungsmaßnahmen die Mitglieder dieser jüdischen Familie schließ-

lich verstreut und auf tragische Weise auseinandergerissen werden.

Jonas Lammfromm wurde am 18. Oktober 1892 im bayerisch-schwäbischen Buttenwiesen bei Augsburg als Sohn von Israel (1863–1930) und Cilly (geb. Graf, ?–1934) Lammfromm geboren. Er war der „Abkömmling eines alten hiesigen Rabbinergeschlechtes“³, das fest verankert war innerhalb der dortigen jüdischen Gemeinde und heute zu den „bekanntesten jüdischen Familien in Buttenwiesen“⁴ zählt. Beide Elternteile waren durch das intensive Engagement und die „außergewöhnlichen Verdienste“, welche sie im Interesse ihres Heimatorts leisteten, „bei allen Schichten der Bevölkerung verehrt und beliebt“. Der Vater Israel genoss nicht nur aufgrund seiner 48 Dienstjahre bei der heimischen Feuerwehr höchsten Respekt, sondern auch für seine „ungewöhnliche Kunstfertigkeit“, die ortsansässige Synagoge alljährlich zur „Sehenswürdigkeit“ für seine jüdischen sowie andersgläubigen Mitbürger „auszuschmücken“. Darüber hinaus war er der Verfasser der „Chronik von Buttenwiesen“, welche

1 Die Ausführungen und Zitate in dieser Arbeit stützen sich primär auf die Angaben aus folgendem Archivmaterial: Wiedergutmachungsakten von Dora Lammfromm, GLA 480 Nr. 25233 (1–2), Jonas Lammfromm, GLA 480 Nr. 20468 (1–2) und Rosa Grünbaum, GLA 480 Nr. 8905; Kennkarten Deutsches Reich von Dora Lammfromm (Kenn-Nr. A 00031), Datensatz-Nr. 11750132, Jonas Lammfromm (Kenn-Nr. A 00032), Datensatz-Nr. 11750142 und Rosa Grünbaum (Kenn-Nr. A 00193), Datensatz-Nr. 11722981, Zentrale Datenbank der Namen der Holocaustopfer Yad Vashem.

2 Vgl. Wilhermsdorfer Melderegister.

3 Todesanzeige Israel Lammfromm, in: Der Israelit, 4.12.1930, Nr. 49, Jg. 71, S. 8.

4 Art. „Nachfahren der jüdischen Familie Lammfromm besuchen Buttenwiesen“, in: MyHeimat.de, 17.11.2011.

die „Gründung des Dorfes bis zur Gegenwart anschaulich darstellte“.⁵ Mutter Cilly war „jahrzehntelang [...] führend im hiesigen Frauen-Verein“ und geschätzt für ihre „Bescheidenheit“ sowie ihren „Wohltätigkeitsinn“.⁶

Jonas besuchte zunächst acht Jahre lang die Volksschule, vermutlich in seinem Geburtsort Buttenwiesen, und absolvierte anschließend eine zweieinhalbjährige kaufmännische Ausbildung an der Handelsschule („Metall und Eisen, Textilien“), der schließlich eine berufliche Tätigkeit als Kaufmann in München folgte. Er hatte „gute englische Sprachkenntnisse, beherrschte Stenographie, Buchhaltung und andere Handelfächer“ sowie das „Maschinenschreiben“. Im Ersten Weltkrieg leistete er einen vierjährigen Heeresdienst ab und kämpfte als Infanterist der Bayerischen Armee an der Ost- und Westfront („Frontkämpfer“). Nach dem Krieg hatte er eine Anstellung in Nürnberg, wo er seine zukünftige Gattin Dora kennenlernte und mit ihr in das nahegelegene Wilhermsdorf umzog, dem Ort ihrer späteren Vermählung.⁷

Dora Lammfromm, geb. Grünbaum, wurde am 14. Mai 1897 als Tochter von Meier (1864–1931) und Rosa Grünbaum (geb. Neu, 1871–1958) in Wilhermsdorf geboren. Ihr einziger Bruder Justin (1894–1922) verstarb vor Beendigung seines 28. Lebensjahres. Er hatte bis zu seinem Tod, zusammen mit dem Vater, im Heimatort ein Eisen- und Schnittwarengeschäft (Marktplatz 13) betrieben. Beide waren registrierte Wandergewerbetreibende.⁸ Dora besuchte für sieben Jahre die Volksschule in Wilhermsdorf und danach „1 oder 2 Jahre lang in Heidelberg“ das „Jüd. Mädchenpensionat der Frau Bermann“, wo „israelitische

junge Mädchen [...] zur weiteren Ausbildung liebevolle Aufnahme“ fanden. In der am Ludwigsplatz 18 (heute Universitätsplatz) gelegenen Einrichtung erlernte sie „weibliche Handarbeiten sowie [Arbeiten] des Haushaltes“ und erwarb spezielle Fremdsprachenkenntnisse.⁹ Dora war für die Erledigung kaufmännischer Aufgaben bestens ausgebildet. Sie schloss private Handelskurse und eine kaufmännische Lehre ab, besaß die Fähigkeit der doppelten Buchführung, beherrschte die Schreibmaschine und hatte gute Kenntnisse des Französischen. Bereits in jungen Jahren half sie im Wilhermsdorfer Familiengeschäft aus und übernahm zeitweise auch die Geschäftsführung.¹⁰

Nachdem sich Jonas' und Doras Lebensmittelpunkt im Sommer 1920 nach Wilhermsdorf verlagerte, begann das junge Paar gemeinsam im familieneigenen Geschäft der Grünbaums („Hirsch NEU“) Fuß zu fassen. Dieses spezialisierte sich auf Textil- und Eisenwaren sowie landwirtschaftliche Maschinen und befand sich „bereits 100 Jahre im Besitz der Familie“. Jonas wurde schließlich Mitinhaber des Familienunternehmens und war von da an „verantwortlich tätig“.¹¹ Unterstützung erhielt er von seiner Schwiegermutter Rosa, die als Gehilfin bereits für ihren Ehemann Meier tätig war. Sie wurde am 29. August 1871 als Tochter von Raphael (Rudolph, 1834–1898) und Betty (Bertha) Neu (geb. Simonsfeld, 1839–1902) in Wilhermsdorf geboren und war das fünfte von insgesamt sechs Geschwistern. Rosa besuchte sieben Jahre lang die Volksschule, war gelernte kaufmännische Hilfe und Hausfrau. Sie heiratete ihren Ehemann am 25. Juli 1893 in

5 Siehe Anm. 3.

6 Todesanzeige Cilly Lammfromm, in: Der Israelit, 7.6.1934, Nr. 23, Jg. 75, S. 7.

7 Wiedergutmachungsakte Dora L., Dok. 45; Kennkarte Jonas L.

8 Mitteilungen Herrn Robert Hollenbachers aus Wilhermsdorf vom 26.6.2019.

9 Frankfurter Israelitisches Familienblatt, 12.5.1911, Nr. 19, Jg. 9, S. 7 und Der Israelit, 4.2.1904, Nr. 10, Jg. 45, S. 215.

10 Vgl. Wiedergutmachungsakten Dora L., Dok. 45 und Rosa G., Dok. 44; Kennkarte Dora L.

11 Wiedergutmachungsakte Dora L., Dok. 45; Mitteilungen des Urenkels Herrn Arnon Lammfromm vom 4.12.2018.

Wilhermsdorf und war die Mutter von zwei Kindern.¹²

Das aus jenem Betrieb erworbene Einkommen ermöglichte sowohl den Lammfromms als auch den Grünbaums eine „gutbürgerliche Lebenserhaltung“.¹³ Aber infolge des Börsencrashes im Oktober 1929 und der daraus resultierenden Weltwirtschaftskrise musste nach großen Verlusten der Laden 1930 seinen Betrieb einstellen. Beide Familien standen vor einer Existenzkrise, welche, vermutlich bestärkt durch den Tod Meier Grünbaums am 27. Juni 1931, zu dem Entschluss führte, ihr großes Haus, das gleichermaßen den Laden umfasste, im Herbst 1932 zu verkaufen und nach Heidelberg zu ziehen.

Heidelberg

Laut Heidelberger Melderegister erfolgte der Zuzug von Jonas, Dora und Alfred aus Wilhermsdorf am 23. April 1933 zunächst in die Plöck 11 (bei Recknagel). Rosa folgte ihnen am 12. Juni 1933 schließlich in ihre neue Wohnung in der Albert-Mays-Straße 5, 1. OG. (bei Köhler), welche für die Familie bis zum März 1939 der feste Wohnsitz bleiben sollte. Es ist anzunehmen, dass der Sohn Alfred, der am 17. April 1921 in Wilhermsdorf zur Welt gekommen war, erst mit seiner Großmutter im Sommer 1933 den Weg nach Heidelberg fand, zumal er noch das laufende Schuljahr an der israelitischen Realschule in Fürth abschließen musste, was auch den längeren Verbleib von Rosa zur Betreuung des Enkels erklären könnte. Nach dem Neubeginn in Heidelberg besuchte er die dortige Oberrealschule in der Kettengasse (heute Helmholtz-Gymnasium), musste jedoch diese 1935 aufgrund seiner jüdischen Herkunft gezwungenermaßen beenden.¹⁴ Er begann eine Lehre zum Maschinenschlosser bei der

jüdischen Firma Jakob Kapustin, einer Maschinen- und Reparaturwerkstätte für landwirtschaftliche Geräte in Ladenburg (Neue Anlage 1), wo er bis 1936, zusammen mit seinem Großcousin Herbert (1910–1974), blieb. Dessen Vater, Maier Lammfromm (1876–1940), war der Großonkel von Jonas und schon 1902 aus Buttenwiesen nach Ladenburg gezogen.¹⁵ Im Rahmen der Hilfstätigkeiten der Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugend-*Alijah*, welche bereits seit 1933 aus Gründen der Humanität jüdische Kinder aus dem Deutschen Reich in das von Briten verwaltete Palästina (Völkerbundsmandat für Palästina) brachte, beantragte auch Alfred in Heidelberg am 21. Januar 1936 einen deutschen Pass und brach im Frühjahr 1937 alleine, mit nicht einmal sechzehn Jahren, zu seiner schwierigsten Reise auf. Am 8. Februar desselben Jahres berührte er erstmalig den Boden seiner neuen Heimat. Im Kibbutz Jagur in der Nähe von Haifa ließ er sich an der Ludwig-Tietz-Lehrwerkstätte, einer Berufsfachschule für jüdische Jugendliche aus Deutschland, „in gründlichem Lehrgang zum geschulten und hochwertigen Handwerker ausbilden“. Mindestens zwei Jahre musste er in Palästina leben, um die Einbürgerung beantragen zu dürfen. Nach der Bestätigung seiner jüdischen Identität durch zwei bereits eingebürgerte Leumundszeugen, Aushändigung seines deutschen Reisepasses, Gebührensahlungen (250 Mils) und dem Nachweis seiner Hebräischkenntnisse, schwor Alfred, der sich fortan Abraham nannte, seine Treue zur Regierung Palästinas und erhielt am 6. Dezember 1939 die Staatsbürgerschaft.¹⁶ Er blieb bis 1953 Mitglied im Kibbutz Jagur, zog später über Kirjath Jam 1964 nach

12 Wiedergutmachungsakte Rosa Grünbaum, Dok. 42; Kennkarte Rosa Grünbaum.

13 Wiedergutmachungsakte Dora L., Dok. 45.

14 Mitteilungen StAH vom 27.6.2019 und Arnon Lammfromm.

15 Vgl. Ladenburger Melderegister und Mitteilungen StAL vom 11.7.2019.

16 Reichsvertretung der Juden in Deutschland (Hg.): Zur Eröffnung der Ludwig Tietz Lehrwerkstätte in Jagur, Berlin 1937, S. 5; vgl. Mandatory Naturalization Case Alfred Lammfromm, ISA Nr. 000jjuc.

Haifa, wo er als Direktor einer Schule arbeitete, und heiratete schließlich Ruth Reifer (1926–1986), mit der er zwei Söhne und fünf Enkelkinder bekam. Er starb im Juni 2015 in Israel.

Für die in Deutschland zurückgebliebenen Angehörigen gestaltete sich der Alltag in Heidelberg aufgrund der Zuspitzung der antisemitischen Propaganda im Deutschen Reich ab 1933 und den damit korrelierenden wirtschaftlichen sowie gesellschaftlichen Restriktionen sukzessive schwieriger und belastender. Während Rosa sich noch zu Beginn um ihren Enkel Alfred und den Haushalt kümmerte, betrieben Jonas und Dora, offiziell bereits seit dem 3. März 1933, ein Textilwarengeschäft für „Fabrikreste und Webwaren“ („Resterhaus“) in der Plöck 11,¹⁷ welches u.a. die „Krankenschwestern der Universitätskliniken“ als Kunden verzeichnete. Bereits nach der Eröffnung geriet es in den Fokus der Heidelberger Behörden, als die zu klärende Frage im Raum stand, ob es sich um „einen Ausverkauf“ bzw. „ein Wanderlager“ oder um einen „ständigen Gewerbebetrieb“ handelte.¹⁸ Zwar ermöglichten zunächst noch die Umsätze, dass außer dem Ehepaar auch eine weitere Verkäuferin beschäftigt sowie eine „4-Zimmer Wohnung mit Mädchenkammer“, „gutbürgerlicher Wohnungseinrichtung und Wertgegenständen“ in einer „guten Wohngegend“ unterhalten werden konnten, doch litten, als Resultat des seit dem April 1933 zunehmenden Boykotts jüdischer Betriebe, auch die Lammfromms von Anfang an unter den wirtschaftlichen Verdrängungsmaßnahmen, so dass sie sich 1936 genötigt sahen, den Laden zu verkaufen. Von da an suchte Vater Jonas „ohne großen Erfolg“ eine Anstellung, konnte jedoch „nur zeitweise etwas arbeiten“. Laut seiner am 31. Januar 1939 in Heidelberg ausgestellten Kennkarte war er zuletzt als Buchhalter tätig. Die „gutsituierte

bürgerliche Familie“ war gezwungen mithilfe von Ersparnissen und einer vorzeitig aufgelösten Lebensversicherung des Hauptverdieners über die Runden zu kommen.¹⁹ Ab dem 29. März 1939 lebten Jonas, Dora und Rosa in der Leopoldstraße 31 (heute Friedrich-Ebert-Anlage 3) bei Max L. Oppenheimer. Der Zwangsumzug am 4. Dezember 1939 in die Kleinschmidtstraße 23 blieb dem zu dieser Zeit krankheitsbedingt bereits körperlich beschränkten Jonas allerdings erspart. Er starb am 8. Oktober 1939 kurz vor seinem 47. Geburtstag und wurde im jüdischen Teil des Heidelberger Bergfriedhofs beigesetzt.²⁰

Flucht und Deportation

Fast genau ein Jahr nach dem Verlust ihres Ehegatten und etwa vier Jahre nach der Emigration ihres einzigen Sohnes wurde Dora, zusammen mit ihrer Mutter Rosa und weiteren 6.500 Juden aus Baden und der Pfalz, am 22. Oktober 1940 von der Gestapo nach Gurs, einem Internierungslager in den französischen Pyrenäen, „evakuiert“ (Wagner-Bürckel-Aktion). Anschließend deportierte man die beiden am 19./20. Januar 1942 in das Durchgangslager Noé, wo sich die Wege dieser letzten Gemeinschaft endgültig trennen sollten: Dora kam am 22. August 1942 über das Lager Récébédou in das Sammellager Drancy nördlich von Paris, von wo die Deportationstransporte gen Osten in die Vernichtungslager abfuhr. Ihr Zug kam mit weiteren 982 Personen am 31. August 1942 im KZ Auschwitz an – ab da verwischt ihre Spur. Der weitaus größte Teil der Zuginsassen fand direkt nach der Ankunft in den Gaskammern den Tod. Weil der genaue Tag ihres

19 Wiedergutmachungsakten Jonas L., Dok. 3, 30–31 und Dora L., Dok. 39, 45; Kennkarte Jonas L.

20 Mitteilungen StAH; vgl. Personenstandsregister jüd. Gemeinden in Württemberg, Baden und Hohenzollern 1943–1945, HstA Stuttgart J 386 Bü 248 (HD); Dokumentation der jüd. Grabsteine in BW, StAL EL 228 b I Bü 126 (Heidelberg Bergfriedhof).

17 Werbeanzeigen im Stadt-Adreßbuch der Kreishauptstadt Heidelberg für die Jahre 1934, 1935 und 1936.

18 Gewerbeakte Lammfromm, StAH, Nr. 7434.

Todes immer noch unbekannt ist, wurde sie zum 8. Mai 1945 für tot erklärt. In den Wiedergutmachungsakten wird der 31. Januar 1945 als „wahrscheinlicher Zeitpunkt“ ihres gewaltsamen Todes vermutet.²¹

Rosa erlitt ein anderes Schicksal: Sie blieb bis zum 25. August 1943 in Noé und übersiedelte in das Hospiz zu Cadouin in der Dordogne, was auch „einen Zwangsaufenthalt, wenn auch milderer Charakters“, bedeutete. Bis 1947 lebte sie „aus öffentlichen Mitteln“ in Frankreich, zuletzt in Bassillac, und emigrierte im Mai desselben Jahres in die USA, wo sie sich in New York niederließ. Ihre Bemühungen etwas über den Verbleib ihrer Tochter in Erfahrung zu bringen („Flüchtlingsstellen, Intern. Rotes Kreuz, etc.“), blieben erfolglos. Zeit ihres Lebens litt sie unter einem Herzfehler, der sich durch die Strapazen der Lagerhaft intensivierte. Sie war arbeitsunfähig, besaß keinerlei Vermögen und war auf die Unterstützung durch ihre Nichte Dina Forchheimer (geb. Neu, 1891–1976) angewiesen. Bis zu ihrem Lebensende bemühte sich Rosa, gemeinsam mit ihrem in Israel lebenden Enkel, um Entschädigung für das der Familie zugefügte Leid. Sie stellte am 27. April 1950 den ersten Antrag auf Haftentschädigung und erhielt 1952 vom Land Württemberg-Baden eine Wiedergutmachungsleistung von 5.100 DM. Eine monatliche Hinterbliebenenrente von etwa 100 DM erhielt sie ab 1953.²² Über die Umstände der Trennung von ihrer Tochter hat sie mit ihrem Enkel nie gesprochen.²³ Rosa verstarb am 27. Juli 1958 in New York. Nach ihrem Tod musste Alfred Lammfromm, nun Alleinerbe der Familie, noch bis Mitte der 1960er Jahre in zahlreichen Gerichtsverfahren auf demütigende Weise darum kämpfen, die ihm rechtmäßig zustehende finanzielle Entschädigung zu erhalten.

21 Wiedergutmachungsakte Dora L., Dok. 7, 8, 13–16.

22 Wiedergutmachungsakte Rosa G., Dok. 31, 32, 42, 56, 82–83; Kennkarte Rosa G.

23 Aussage Arnon L.s vom Oktober 2018.



Jonas und Dora Lammfromm während eines Spaziergangs im Wald (Quelle: Datenbank der Gedenkstätte Yad Vashem)



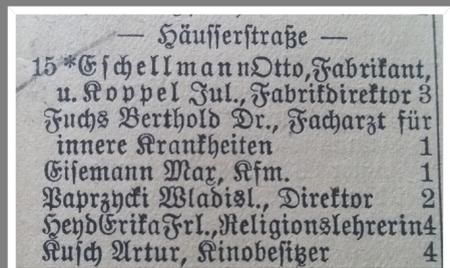
Alfred Lammfromm als Lehrling in Ladenburg 1935 (Quelle: privat)



Familie Eisemann in den 1920er Jahren (Foto: Firmenarchiv Eisemann)



Briefkopf der Hopfenhandlung Weil/Eisemann
(Quelle: Firmenarchiv Eisemann)



Aus dem Adressbuch 1934, Blumenstraße/
Ecke Häuserstraße, Einträge Eisemann und
Fuchs (Quelle: Adressbuch Heidelberg)



Blumenstraße 15, Wohnung und Praxis im Erdgeschoss (Foto: privat)

Max Eisemann

geb. 31.3.1867 in Meckesheim, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, gest. 6.11.1940 in Pau

Max Eisemann wurde am 31. März 1867 in Meckesheim geboren. Wie im israelitischen Standesbuch vermerkt ist, waren die Eltern „Nathan Eisenmann Handelsmann dahier und dessen Ehefrau Emilie geb. Rosenthal von Liedolsheim, beide mosaischer Religion“. (Die Schreibweise Eisemann oder Eisenmann wechselte im 19. Jh. mehrfach.)

Die Familie verfügte über ein stattliches Anwesen in der Meckesheimer Leopoldstraße 9. Die Wohn- und Lagergebäude sind im Wesentlichen bis heute erhalten. Die Eisemanns handelten mit Getreide und anderen Landprodukten und hatten rege Geschäftskontakte mit der Herrenmühle in Heidelberg.

Max Eisemann stieg 1890 in die Hopfenhandlung von Leon Weil ein. Weil war von Walldorf, damals Mittelpunkt eines bedeutenden Hopfenanbaugesbietes, nach Heidelberg gezogen und hatte in der Altstadt einen florierenden Hopfenhandel aufgebaut. Max Eisemann und Leon Weil waren nun Teilhaber einer Offenen Handelsgesellschaft (OHG). Als Max Eisemann im Mai 1890 Weils Tochter Johanna heiratete, die 1869 in Walldorf geboren war, waren nun die Weils und Eisemanns auch privat verbunden.

Die Hopfenhandlung Weil-Eisemann entwickelte sich gut, und so konnte 1904 ein Neubau für Büro, Magazin und Hopfen-Aufbereitungsgeräte in der Kirchstraße in Bergheim errichtet werden. Die Firma versorgte neben den lokalen und regionalen Brauereien auch Betriebe im ganzen Deutschen Reich mit Hopfen. Als besondere Auszeichnung hatte die Hopfenhandlung

Weil-Eisemann das Recht zum Wiegen, Verpacken und Siegeln des Hopfens.¹

Privat wohnte Max Eisemann mit seiner Familie zu dieser Zeit in der Bismarckstraße 17 im 1. Obergeschoss einer repräsentativen Villa. Eisemann engagierte sich in der israelitischen Gemeinde, vor allem in sozialen Hilfsorganisationen, besonders in der Jugendarbeit. Er war anerkannter Kaufmann und Bürger, 1912 wurde er in den Vorstand der Handelskammer für den Kreis Heidelberg gewählt. Aus diesem Gremium schied er erst 1930 aus Altersgründen aus.

1933 veränderte sich Max Eisemanns Leben. Am 9. Februar 1933 verstarb seine Ehefrau Johanna. Sie wurde auf dem Jüdischen Friedhof beim Bergfriedhof bestattet, das Grab ist bis heute erhalten.

Bald nach dem Tod seiner Frau zog er in die Weststadt, Blumenstraße 15. Dort wohnte er in der riesigen Erdgeschosswohnung, acht Zimmer auf 230 qm, zusammen mit seiner Tochter Alice und deren Ehemann Dr. Berthold Fuchs. In einem Teil der großzügig geschnittenen Wohnung betrieb der Schwiegersohn seine Praxis. Im Haus wohnte auch Familie Koppel, Frau Meta Koppel war eine geborene Fuchs und die Schwester von Berthold Fuchs. Zwei Häuser weiter, in der Blumenstraße 11, wohnte Max Eisemanns Schwager Ernst Weil, Sohn des Firmengründers Leon Weil, und Mitinhaber der Hopfenhandlung. Max Eisemann und Ernst Weil arbeiteten auch in der Leitung des Israelitischen Jünglingsvereins zusammen. Eisemanns Sohn Alfred

1 Umfangreiche Unterlagen hierzu im Firmenarchiv Hildegard Eisemann KG, Spechbach.

wohnte ebenfalls in der Nähe, in der Rohrbacherstraße. So bestand in der Weststadt ein Geflecht von Verwandten und Freunden, dazu gehörte die Familie Schwarz in der Wilhelmstraße 9, und Max Eisemann konnte sich gut aufgehoben fühlen.

Doch die späten 1930er Jahre brachten private und politisch bedingte Schicksalsschläge. Max Eisemanns Tochter Alice verstarb am 21. November 1937 nach schwerer Krankheit. Und die Lebensumstände für die jüdische Bevölkerung verschärften sich drastisch.

Am Morgen nach der Reichspogromnacht 9./10. November 1938 wurde Eisemanns Sohn Alfred ins KZ Dachau verschleppt und blieb bis kurz vor Weihnachten dort inhaftiert.

Die von Max Eisemann, Alfred Eisemann und Ernst Weil in der Kirchstraße geführte Hopfenhandlung hatte in den ersten Jahren der NS-Zeit nur wenig unter dem Boykott zu leiden. Denn es gab im Hopfenhandel kaum Alternativen, und auch die Nazis wollten Bier trinken. Doch 1938 wurde unter dem Druck der Behörden die Firma „entjudet“ und liquidiert.² Immerhin konnte in modifizierter Form der Betrieb weitergeführt werden, indem er auf Alfred Eisemanns „arische“ Ehefrau Hildegard Eisemann, geborene Müller, umgeschrieben wurde.

Am 3. Januar 1939 wurde im Geburtenbuch der israelitischen Gemeinde Meckesheim, mit Stempel vom Amtsgericht Heidelberg, vermerkt, der am 31. März 1867 geborene Max Eisenmann „hat sich den weiteren Vornamen Israel beigelegt“. Als habe sich Eisemann freiwillig für diese erzwungene Namensergänzung entschieden.

Bei der Volkszählung im Frühjahr 1939 war Max Eisemann in der Leopoldstraße 9, auch Anlage genannt (heutige Friedrich-Ebert-Anlage) gemeldet. Dort befand sich im 3. Obergeschoss das Fremdenheim

„Daheim“. Hier wohnte nun auch das mit Eisemann befreundete Ehepaar Rudolf und Paula Schwarz, zuvor ebenfalls in der Weststadt wohnhaft. Doch auch in der Leopoldstraße konnte Max Eisemann nicht lange bleiben. Als die NS-Behörden die Heidelberger Juden in „Judenhäuser“ zwangen und dort konzentrierten, musste Eisemann Anfang 1940 in die Bunsenstrasse 19a ziehen.³ Wertvolle Einrichtungsgegenstände und seine Wertpapiere hatte er fast vollständig weit unter Wert abgeben müssen.⁴ Von dort aus wurde Max Eisemann am 22. Oktober 1940 mit Tausenden weiterer jüdischer Bürger aus Baden, der Pfalz und dem Saargebiet nach Gurs in Frankreich deportiert. Schon die Strapazen der mehrtägigen Bahnfahrt nach Gurs am Fuß der Pyrenäen müssen dem 73-jährigen arg zugesetzt haben. Die Zustände im überfüllten Lager waren katastrophal: Nässe, Kälte, Ungeziefer, Massen-Strohlager auf dem Boden, Ruhr und andere Krankheiten grassierten. Am 6. November 1940 starb Max Eisemann in Pau, einem Außenlager von Gurs.⁵

Sein Sohn Alfred Eisemann wurde im Februar 1945 ein zweites Mal verschleppt, diesmal wurde er in das KZ Theresienstadt deportiert. Er überlebte und kehrte im Frühsommer 1945 zu Fuß nach Heidelberg zurück.

Auf dem Platz der zerstörten Synagoge in der Altstadt sind die Namen von Max und Alfred Eisemann in der Gedenktafel eingraviert.

2 StAH Nr. 2312, GLA 237, Zug. 1967–19, 1921–1923 u. 335.

3 Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern*, 2011, S. 378f.

4 GLA 480/13535.

5 Archiv sous-préfecture d’Oléron Dep. 64 Pyrenées-Atlantique, Eintrag in Totenliste H depot Pau Q 12, Nr. 220, Max Eisemann. Und: Gedenkbuch, Bundesarchiv Koblenz 1986 u. 2006.

Dr. med. Berthold Fuchs

geb. 30.4.1890 in Odenheim, Flucht 1940 in die USA, New York, 1954 gest.

Berthold Fuchs wurde am 30. April 1890 in Odenheim bei Bruchsal geboren. Sein Vater war der Arzt Dr. Nathan Fuchs, seine Mutter Babette Fuchs, geborene Bär. Wie schon sein Vater und sein älterer Bruder Julius studierte Berthold Fuchs Medizin, ab 1908 war er an der Universität Heidelberg eingeschrieben.

Während seines Studiums wohnte Fuchs in verschiedenen Studentenzimmern in Bergheim und der Weststadt. Im Ersten Weltkrieg war er als Assistenzarzt der Reserve im Einsatz. Im September 1915 baten Berthold Fuchs und seine Verlobte Alice Eisemann um Befreiung vom Eheaufgebot, da sich Fuchs weit weg „im Felde“ befand. Alice Eisemann war die am 2. April 1891 in Heidelberg geborene Tochter von Max und Johanna Eisemann, geb. Weil, und lebte zu diesem Zeitpunkt noch bei ihren Eltern in der Bismarckstraße. Der im Juni 1917 verstorbene Leon Weil hatte als eine seiner letzten Eintragungen in seinem Notizheft noch „Oberstabsarzt Dr. Fuchs, im Felde“ aufgeführt, den Mann seiner Enkeltochter Alice.¹

Ab Mai 1919 war Fuchs für die folgenden Jahre in der Bunsenstraße 3 gemeldet, nur 1923 von einem Aufenthalt in Erlangen unterbrochen. Am 1. Mai 1924 eröffnete Dr. med. Berthold Fuchs in der Bunsenstraße 3 seine Praxis als Facharzt für Innere Medizin. Soweit bekannt ist, engagierte sich Dr. Fuchs nicht in der jüdischen Gemeinde, zumindest ist er in keinem der Gremien, Vereine oder im Vorstand vertreten oder als Förderer erwähnt.

Im Jahr 1933 zog er mit seiner Frau Alice und deren Vater Max Eisemann in die

Blumenstraße 15. Seit Anfang des Jahres war Max Eisemann Witwer. Die Praxis in der Blumenstraße hatte Fuchs von Dr. med. Karl Windel übernommen. Die riesige Wohnung mit acht Zimmern auf 230 qm reichte gut für die Praxis, das Ehepaar Fuchs und Vater bzw. Schwiegervater Max Eisemann. Wohnung und Haus Blumenstraße 15 waren im reinen Jugendstil mit hochwertigen Materialien gebaut, repräsentativ ausgestattet und auf dem neuesten Stand, sogar mit zentraler Staubsauganlage. Im Haus wohnten auch die Miteigentümer Meta und Julius Koppel, Meta war eine geborene Fuchs, Schwester von Berthold Fuchs.

Seit April 1933 waren jüdische Bürger und Firmen vom Boykottaufwurf der NSDAP betroffen. Ab 1936 führte das Heidelberger Adressbuch unter der Ärzte-Rubrik gesondert die „nicht-arischen“ Ärzte auf, Dr. Fuchs war einer der 17 hier genannten Mediziner. Deren Zahl wurde von Jahr zu Jahr geringer. „Arische“ Patienten trauten sich immer weniger zu jüdischen Ärzten, und die Zahl der jüdischen Patienten wurde durch die Flucht vieler ins Exil ebenfalls geringer.

Die Jahre 1937/38 brachten einschneidende Veränderungen für die Lebenssituation von Dr. Fuchs. Am 21. November 1937 verstarb seine Ehefrau Alice nach schwerer Krankheit. Die Ausgrenzungs- und Verfolgungsmaßnahmen verschärften sich immer weiter. 1938 wurde per Reichsgesetz jüdischen Ärzten die Approbation entzogen. Berthold Fuchs war wohl der einzige jüdische Mediziner in Heidelberg, der mit Genehmigung noch als „Krankenbehandler“ für ausschließlich jüdische Patienten arbeiten durfte². Wobei

1 Archiv Firma und Familie Eisemann, Spechbach, blaues Heft „Familie Leon Weil“.

2 Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern*, 2011,

die Bezeichnung „Krankenbehandler“ diskriminierend war, denn es klingt, als wären die Betroffenen keine vollwertigen Ärzte. Außerdem musste Dr. Berthold Fuchs wie andere seine Wohnung verlassen. Er konnte einige Häuser weiter, in der Häuserstraße 20 noch für wenige Monate wohnen und praktizieren, bis er nach Mannheim zog und dann aus Deutschland flüchtete.

Am Morgen nach der Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938, verarmlosend auch „Reichskristallnacht“ genannt, wurde seine Praxis von SA-Angehörigen verwüstet. Es gibt einen Zeitzeugenbericht von Heiner Markmann, der als 12-jähriger mit dem Fahrrad auf dem Weg von Handschuhsheim zum Hans-Hassemer-Sportplatz in der Weststadt unterwegs war. Als er durch die Häuserstraße radelte, sah und hörte er, wie vom Balkon „eines der schönen Gebäude“ der Instrumentenschrank von Randalierern aus der Praxis in den Vorgarten hinabgeworfen wurde und auf dem Boden aufschlug: „Ich höre dieses Scheppern und schreckliche Klirren heute noch“. Das fürchterliche Geräusch blieb Markmann unvergesslich, auch wenn der Junge damals die Tragweite der Ereignisse noch nicht begreifen konnte.³

Berthold Israel Fuchs, wie er sich nun nennen musste, zog Anfang 1939 nach Mannheim. Einen Großteil seiner Wertsachen hatte er noch weit unter Wert im Leihhaus Heidelberg zur Versteigerung abgeben müssen.⁴ Fuchs gab seine Zulassung als „Krankenbehandler“ zurück, ging mit der 1913 in Mannheim geborenen Lotte Melanie Marx seine zweite Ehe ein und konnte Anfang 1940 gerade noch aus Deutschland fliehen.

Die USA nahmen das Ehepaar Fuchs auf, 1943 eröffnete Dr. Bert Fuchs seine

Praxis in New York, die er bis 1952 betrieb. Am 2. August 1954 starb Dr. Fuchs im Alter von 64 Jahren in New York. Die Todesmeldung erschien in der Zeitschrift „Aufbau“ am 13. August 1954. Seine Frau Lotte Fuchs starb 1994 81-jährig in New York.⁵



Berthold Fuchs (Quelle: Calzareth.com, Zugriff am 10.9.2019)



Todesanzeige im „Aufbau“, New York 1954

S. 123f. und 224f. Ferner Weckbecker 1985, S. 259.

3 Auskunft von Herrn Heiner Markmann, 10.11.2017.

4 StAH, 407/Fasc. 2, 400–727.

5 www.calzareth.com (Zugriff am 10.9.2019).

Dr. med. Sigmund Weinberger

geb. 2.3.1878 in Schriesheim, Flucht 1937 in die USA, New York, 1968 gest.

Selma Weinberger, geb. Kaufmann

geb. 17.5.1889 in Heidelberg, Flucht 1937 in die USA, gest. auf dem Schiff bei der Ankunft

Sigmund Weinberger¹ wurde am 2. März 1878 in Schriesheim als erster Sohn des Handelsmanns Benjamin Weinberger und seiner Ehefrau Bertha geb. Behr geboren. 1880 kam sein Bruder Adolf zur Welt.

Sigmund besuchte nach der Volksschule das Gymnasium in Heidelberg. Danach studierte er an der Universität Heidelberg Medizin und wurde 1903 unter Prorektor Vincenz Czerny mit ‚magna cum laude‘ zum Dr. med. promoviert. Vor dem Weltkrieg arbeitete er an Krankenhäusern in Wiesbaden und Königsberg und von 1907 bis 1914 in Rastatt. Von August 1914 bis November 1918 wirkte er als Stabsarzt an der Westfront, längere Zeit in Saint-Quentin im Norden Frankreichs. Sigmund Weinberger war seit dem 19. März 1914 verheiratet mit der in Heidelberg geborenen Selma Kaufmann; sie war die Tochter des Rohtabakhändlers Ferdinand Kaufmann aus Ladenburg und seiner Ehefrau Jeanette geb. Feist. Die Ehe von Sigmund und Selma Weinberger blieb kinderlos.²

Nach dem Krieg ließ sich Sigmund Weinberger in Heidelberg nieder und praktizierte von Dezember 1919 bis Dezember 1936. Sein Einkommen ging bereits seit 1930 kontinuierlich zurück und brach nach

dem Januar 1933 ein: 1930 betrug die Jahreseinkünfte noch 15.000 RM, 1931 noch 13.700 RM, 1932 noch 10.700 RM, 1933 nur noch 3.800 RM, 1936 noch 400 RM.³ Als Kriegsteilnehmer (Stabsarzt d. R.) und Kriegsgeschädigter konnte er bis Ende 1936 noch eine allgemeine Kassenpraxis führen.⁴ Er war Eigentümer des Hauses Rohrbacher Straße 43. Im Haus wohnten auch die Schwiegereltern Ferdinand Kaufmann (1844–1933, Rohtabakhändler aus Ladenburg) und Jeanette Kaufmann geb. Feist.⁵

Zum 1. Dezember 1936 gab Sigmund Weinberger seine Praxis auf und floh im Januar 1937 mit seiner Frau Selma auf der ‚SS Manhattan‘ von Hamburg in die USA. Er konnte eine ansehnliche Wohnungseinrichtung sowie die Ausstattung des Spezzimmers mit medizinischen Instrumenten und Apparaten mitnehmen.⁶ Für die Emigration musste Weinberger Reichsfluchtsteuer in Höhe von 28.000 RM zahlen⁷, was auf ein erhebliches Vermögen schließen lässt. Das Haus in der Rohrbacher Straße scheint nicht verkauft worden zu sein. Es konnte nicht ermittelt werden, wie und von wem es weiter verwaltet wurde.

1 Aus: Maier, Joachim, Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung und „Euthanasie“ aus Schriesheim. Ein Gedenkbuch, Ubstadt-Weiher 2019, S. 276–279 und 666–668.

2 Die Notiz bei Giovannini, Rink, Moraw, Erinnern, S. 436, über zwei Kinder mit Namen Bertha und Benjamin ist eine Verwechslung mit den Eltern von Sigmund Weinberger.

3 Angaben Weinbergers an Eides statt vom 8.12.1951 und des vertretenden Rechtsanwaltes vom 4.12.1951; GLA 480 EK 10860.

4 Bescheinigung der Ärztekammer Nordbaden vom 11. u. 18.6.1952; GLA 480 EK 10860 Bl. 34f.

5 Giovannini, Rink, Moraw, Erinnern, S. 436 mit Verweis auf: Die Jüdischen Ladenburger, S. 256.

6 Eidesstattliche Versicherung vom 19.9.1955; GLA 480 EK 10860 Bl. 66f.

7 Bescheinigung des Landesfinanzamtes, Außenstelle Heidelberg, vom 11.2.1950; GLA 480 EK 10860.



Sigmund Weinberger (Foto: Leo Baeck Institut, DigiBaeck AR 25541, S. Weinberger)



Reisepass für Selma Weinberger, geb. Kaufmann, gültig 1935-1940 (Leo Baeck Institut, DigiBaeck AR 25541, Box 1 Folder 1 Nr. 27)

Weinberger Sigm., Dr. med., prakt. Arzt, Rohrbacher
 Straße 43 2338 BK Debi 10627

Auszug aus dem Adressbuch Heidelberg, 1936



Wohnhaus und Praxis des Ehepaars Weinberger, Rohrbacher Straße 43 (Foto: Maier 2017)

Nach Weinbergers Angaben verfiel es aufgrund der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 dem Reich.

Bei der Ankunft am 25. Januar 1937 in New York starb seine Frau auf dem Schiff ‚Manhattan‘ im Hafen während der Passkontrolle an Herzembolie.⁸

Sigmund Weinberger lebte dann im Haushalt seines Schwagers Max Kaufmann. Im Oktober 1938 ließ er sich wieder als Arzt nieder, erreichte jedoch erst ab 1943 ein normales Einkommen.

In den USA heiratete Sigmund Weinberger am 11. September 1938 die seit 1932 verwitwete Erna Katz geb. Behr.⁹

In Entschädigungsverfahren erhielt Sigmund Weinberger Entschädigung für Schaden

an Vermögen: Auswanderungskosten und Verlust der Arztpraxis	9.813,92 DM
durch Zahlung von Sonderabgaben, hier: Reichsfluchtsteuer	5.600,00 DM
im beruflichen Fortkommen (Kapitalentschädigung und Rentenzahlungen, hier eingetragen bis 1957; danach weitere monatliche Rentenzahlung)	33.000,00 DM

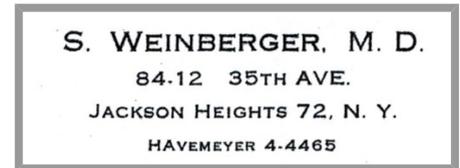
Neben der Entschädigung erhielt Sigmund Weinberger das dem Deutschen Reich verfallene Haus durch das Land Württemberg-Baden als Rechtsnachfolger des Reiches wieder zurück und konnte es nach einigen Jahren verkaufen. Auch die

8 Eidesstattliche Versicherung vom 19.9.1955; GLA 480 EK 10860 Bl. 66.

9 Angaben im Antrag auf Wiedergutmachung vom 28.2.1950 und in einem Schreiben vom 8.12.1951; Auszug aus dem Heiratsregister New York, ausgestellt am 31.12.1968 bei Beantragung der Witwenrente; GLA 480 EK 10860/1. Vgl. dazu auch den Erhebungsbogen zur Dokumentation der Judenschicksale 1933-1945 in Baden-Württemberg, Kopie aus HStAS EA 99/001 in StAH eingesehen. Erna Weinberger geb. Behr verw. Katz: 27.11.1899–22.10.1991.

entgangenen Mieteinnahmen wurden nach den Bestimmungen des Bundesrückerstattungsgesetz erstattet. Für entgangene Nutzungen des Grundstücks Rohrbacher Straße 43 in Heidelberg in Höhe von 6.609,45 RM erhielt Weinberger 660,94 DM.¹⁰

Sigmund Weinberger starb am 13. Dezember 1968 in Jackson Heights, Queens/New York.¹¹



Briefkopf Sigmund Weinberger 1955 (Generalandesarchiv Karlsruhe 480 EK 10860)



Elternhaus von Sigmund Weinberger in Schriesheim, vor dem Haus die Eltern Benjamin und Bertha (Leo Baeck Institut DigiBaeck AR 25541)

10 Vgl. GLA 276, 1997-7 / Rest M 2512; Doppel in GLA 480 EK 10860 Bl. 130f.

11 Sterbedatum nach GLA 480 EK 10860; vgl. auch Giovannini, Rink, Moraw; Erinnern, S. 436 unter Bezug auf S.S.D.I.

„Euthanasie“-Morde

„Die Konfrontation mit Einzelschicksalen hilft uns (...), die Dimension des unendlichen Leids, das die nationalsozialistische Vernichtungspolitik verursacht hat, zumindest ansatzweise zu begreifen. Von einem Menschenleben, von einem Einzelschicksal zu erzählen, heißt, es der monströsen und unfassbaren Abstraktheit reiner Zahlen (...) zu entreißen.“¹

Die nationalsozialistische „Euthanasie“ ist eine große Belastung der deutschen Geschichte. Der Massenmord an Menschen mit Behinderung und psychischen Krankheiten im Dritten Reich kann in seinem Ausmaß kaum begriffen werden. Er zeigt das Versagen von unzähligen, teilweise freiwillig beteiligten Ärzt*innen, Krankenschwestern und -pflegern, Jurist*innen und Politiker*innen, Eltern und Kirchenvertretern – man kann also von dem Versagen einer gesamten Gesellschaft sprechen.

Die massenhafte Ermordung hunderttausender Heimbewohner*innen und Psychiatriepatient*innen ist zwar in statistischen Zahlen verwaltet und festgehalten worden, allerdings lässt sich ihr dramatisches Ausmaß und das unendliche individuelle Leid kaum besser begreifen als in den Lebensgeschichten einzelner Patient*innen, welche innerhalb dieses Heftes dargestellt werden. Sie sind zum großen Teil entstanden im Ethikseminar der Pädagogischen Hochschule Heidelberg unter der Leitung von Prof. Dr. Zentel, unterstützt durch Dr. Scheuing und Dr. Janzowski. Weitere Biografien wurden erarbeitet im Institut für Diakonie ferner von Angehörigen und Mitgliedern der Stolpersteininitiative.

Vorgeschichte und Vorbereitung der „Euthanasie“

Nach dem Ersten Weltkrieg zeichnen sich im verarmten Nachkriegsdeutschland Kriterien zur Wertebestimmung menschlichen Lebens in Abhängigkeit des Nutzens für die Gesellschaft ab. Dem gesunden und arbeitsfähigen Menschen steht der schwache, gebrechliche gegenüber, der knappe gesellschaftliche Ressourcen bindet.² 1920 plädieren der Jurist Karl Binding und der Psychiater Alfred Hoche in ihrem vielbeachteten Werk „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ für eine Tötung sogenannter „unheilbar Blödsinniger“.³ Während dieses Gedankengut in der Zeit der Weimarer Republik nur Theorie bleibt, formen die Nationalsozialisten unmittelbar nach der Machtergreifung Gesetze daraus: Schon im Juli 1933 tritt das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (Erbgesundheitsgesetz) in Kraft, das die Zwangssterilisation unzähliger Menschen nach sich zieht. 1935 werden durch eine Erweiterung des Gesetzes sowie durch das Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes, Schwangerschaftsabbrüche bei diagnostizierter Erbkrankheit legalisiert, sowie die Eheschließung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung verboten. Begründet werden diese Maßnahmen mit der notwendigen Fürsorge gegenüber nachfolgenden Generationen, mit der Reinigung des Volkskörpers, sowie mit wirtschaftlichen Notwendigkeiten.⁴

Kinder-„Euthanasie“

2 Hohendorf, 2014.

3 Binding & Hoche, 1920.

4 Klee, 2014.

1 Grütters, 2017, 7f.

Von 1939 an werden Ärzte und Hebammen verpflichtet, Kinder mit geistiger oder körperlicher Behinderung dem sogenannten „Reichsausschuß zur wissenschaftlichen Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden“ zu melden. In einigen Kliniken werden spezielle Kinderfachabteilungen eingerichtet, in die „missgebildete“ Kinder zur Behandlung überwiesen werden. Die Kinder sterben dort durch lähmende Mittel im Essen, sie verhungern oder werden mit einer Todesspritze umgebracht. Später wird der Todesfall den Eltern meist als „Lungenentzündung“ gemeldet. Die Kinder-„Euthanasie“ verläuft widerstandslos bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, wobei die genaue Anzahl der Ermordeten nicht bekannt ist und sich vermutlich auf zwischen 3.000 und 5.000 beläuft.⁵

Ursula Haug und Irene Schäfer, deren Lebensgeschichten in diesem Heft vorgestellt werden, wurden im Rahmen der Kinder-„Euthanasie“ getötet.

Erwachsenen-„Euthanasie“

Im Herbst 1939 begann man mit Maßnahmen zur Tötung erwachsener Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen. Initiiert und legitimiert durch ein Auftragsschreiben an Philipp Bouhler und Dr. med. Karl Brandt beginnt eine ganzheitliche Erfassungsaktion von Patient*innen mit Hilfe eines Meldebogens in Einrichtungen in Deutschland. Zur Verwaltung wird eine „Euthanasie“-Zentrale in der Tiergartenstraße 4 („T4“) in Berlin eingerichtet, weshalb dieser Teil der „Euthanasie“-Maßnahmen „Aktion T4“ genannt wird. Die Verwaltung hält die Organisation der Morde unter verschiedenen Namen und Briefköpfen wie „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten“ geheim.⁶

Die eingehenden Meldebögen werden von verschiedenen Gutachtern und letztlich von den Obergutachtern in Berlin bearbeitet. Sie markieren die Bögen mit einem roten Plus für Tötung und einem blauen Minus für Überleben, ohne die Patient*innen je gesehen zu haben. „Rassische Zugehörigkeit“, „Erblichkeit und Unheilbarkeit des Leidens“, das Fehlen „produktiver Arbeitsleistung“, sowie „asoziales“ bzw. „kriminelles“ Verhalten werden als Selektionskriterien verwendet. Aus politischen Gründen werden Alterskranke, Weltkriegsteilnehmer und Ausländer zurückgestellt.⁷

Die Zentraldienststelle der „T4“ stellt daraufhin Transportlisten der ausgewählten Patient*innen zusammen und sendet diese an die entsprechenden Einrichtungen. Wenige Tage darauf sammeln die berüchtigten grauen Busse mit undurchsichtigen Fenstern die jeweiligen Patienten ein und bringen sie zu einer der sechs Tötungsanstalten in Grafeneck (Württemberg), Brandenburg (Havel), Hartheim bei Linz (Oberösterreich), Sonnenstein bzw. Pirna (Sachsen), Bernburg (Saale) und Hadamar (Hessen). Dort werden sie meist nach vorherigem Entkleiden und Fotografieren sofort getötet. Ab Sommer 1940 ändert sich das System, indem sogenannte Zwischenanstalten, zu denen u.a. die Anstalt in Wiesloch gehörte, eingeführt werden. Die Patient*innen werden in Einrichtungen nahe der Tötungsanstalten gebracht, um dort manchmal mehrere Wochen auf ihren endgültigen Abtransport zu warten. Dies dient neben organisatorischen Gründen und der Flexibilität vor allem auch dem Zwecke der Geheimhaltung und Vertuschung.⁸

Der Ablauf ist beim Abtransport und in den Tötungsanstalten effektiv und bürokratisch organisiert, weshalb es selten zu Zwischenfällen kommt. Die Patient*innen bekommen bereits in ihrer Heimanstalt ihre Transportnummer bzw. ihren Namen

5 Udo Benzenhöfer: Der gute Tod?: Geschichte der Euthanasie und Sterbehilfe, 2009.

6 Ernst Klee: „Euthanasie“ im Dritten Reich. „Die Vernichtung unwerten Lebens“, 2014.

7 Hohendorf, 2014.

8 Hohendorf, 2014.

auf den Rücken geschrieben, persönliches Eigentum und Krankenakten werden mitgenommen.

In den Tötungsanstalten angekommen, werden die Patient*innen unbekleidet einzeln den Tötungsärzten vorgeführt, welche die Identität überprüfen und eine natürliche Todesursache eintragen, bevor sie gruppenweise in die meist als Duschen getarnten Gaskammern geführt werden.

Die Gruppen bestehen – abhängig von der Größe der Anstalt – aus 20 bis hin zu über 100 Personen. Nachdem jede Leiche einer Tötungsnummer zugeteilt wird, versendet man die Akten aus Tarnungsgründen per Kurier an andere Tötungsanstalten. So bescheinigen andere Standesämter die Todesfälle und benachrichtigen Verwandte. Die Angehörigen bekommen oftmals erst Wochen nach der Tötung sogenannte Trostbriefe und zeitversetzte Sterbeurkunden, sowie Urnen mit Asche versendet, wobei Todesdatum und -ort gefälscht sind.

In der Gesellschaft spricht es sich schnell herum, was es mit den grauen Bussen und der „geheimen Reichssache“ auf sich hat. Unter anderem durch verschiedene Pannen der T4-Zentrale geraten die „Euthanasie“-Maßnahmen letztendlich immer mehr in die öffentliche Diskussion. Angehörige erhalten beispielsweise aus Versehen zwei Urnen oder es sind individuell unmögliche Todesursachen angegeben (Blinddarmentzündung ohne Blinddarm etc.).⁹ Im August 1940 ordnet Hitler mündlich den sofortigen Stopp der „Euthanasie“-Maßnahmen an, beeinflusst unter anderem durch eine Predigt von Bischof Clemens August Graf von Galen in Münster.

Der „Aktion T4“ fallen ca. 70.000 Anstaltspatient*innen zum Opfer.¹⁰

Anna Jörder, Paul Becker, Fritz Harrer, Jakob Zahn, Lucia Östringer und Hubert Weidinger deren Lebensgeschichten in die-

sem Heft vorgestellt werden, sind im Rahmen der T4-Aktion ermordet worden.

Dezentrale oder „wilde Euthanasie“

Die „Desinfektion“, wie die Tötung durch Gas in den Akten genannt wird, geht auch nach dem verkündeten Abbruch der „Euthanasie“ weiter. Meldebögen werden weiterhin ausgefüllt und bearbeitet. Die Verlegung und anschließende Deportation der Patient*innen wird nun hauptsächlich mit der Freiräumung der Anstalten für benötigte Krankenhäuser gerechtfertigt. Oftmals werden die Patient*innen von nun an aber wirklich verlegt und erhalten in ausgewählten überfüllten Anstalten Hungerkost. Jüdische Patient*innen werden systematisch deportiert.

Die Unterernährung soll die bevorstehende Ermordung erleichtern. Als neue Mordmethode wird bereits ab Anfang 1940 u.a. Luminal eingesetzt, was ursprünglich als Schlafmittel genutzt wurde. Eine Überdosierung führt vor allem bei mangelnder Ernährung und Krankheit zum Tod. Außerdem wird auch von Gift und Elektroschocks berichtet. Die Krankensterben verlagern sich also in die Anstalten selbst.¹¹

Bis 1945 sterben auf diese Weise ca. 200.000 Menschen.

Barbara Gärtner, Jakob Leonhard, Willi Hartlieb und Ursula Haug deren Lebensgeschichten in diesem Heft vorgestellt werden, starben durch die Folgen der dezentralen „Euthanasie“.

„Aktion/Sonderbehandlung 14 f 13“

Reichsführer-SS Heinrich Himmler nutzt im Rahmen der „Aktion / Sonderbehandlung 14 f 13“ die „T4“-Ärzte und deren Mordkapazitäten, um Konzentrationslager von „unnötigen Ballastexistenzen“ zu „befreien“, d.h. KZ-Häftlinge, die alt, krank und nicht mehr arbeitsfähig waren, wurden zwischen 1941 bis 1944 im Rahmen dieser Maßnahme getötet.

9 Klee, 2014.

10 Hohendorf, 2014.

11 Klee, 2014.

Umgang mit Krankenakten

Die vorliegenden Lebensgeschichten sind Ergebnisse der Forschung zu „Euthanasie“-Opfern aus Heidelberg. Durch eine Recherche im Stadtarchiv Heidelberg wurden die Namen potentieller Opfer ermittelt, indem die Geburtsakten von Anfang 1900 nach Sterbeorten in oder nahe der genannten Tötungsanstalten durchgesehen wurden.

Zu den ermittelten Namen wurden zugehörige Akten aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe (Akten der Psychiatrie in Wiesloch) und dem Universitätsarchiv Heidelberg angefordert und, falls ausreichend vorhanden, bearbeitet.

Die in diesem Zusammenhang entstandenen Lebensgeschichten basieren also auf Informationen aus Krankenakten der beschriebenen Personen, welche zu ihren Lebzeiten durch Mediziner*innen, Pflegepersonal und Verwaltungsbehörden angefertigt wurden. Die spezielle Handhabung von Krankenakten soll nachfolgend erläutert werden, um die zugrunde liegenden Informationen als Leser*in richtig einordnen zu können.

Der Sinn einer Akte ist im Grunde ein banaler: Informationen verfügbar machen und verfügbar halten. Eine Krankenakte ist darüber hinaus ein „Medium für (die) Aufnahme bzw. (das) Speichern der Krankengeschichte eines Patienten“.

In der Krankenakte, auch Patientenakte genannt, sind die Personalakte (Administrative Vorgänge wie z.B. Gerichtsbeschlüsse) und die Krankengeschichte (Verlauf der Krankheit, Verhalten des Patienten) enthalten. Die Vorgänge in den Akten sind jeweils zeitgenössisch formuliert und meist nicht vollständig dokumentiert. Außerdem setzen sie das damalige habituelle Wissen des medizinischen Personals voraus. An dieser Stelle muss betont werden, dass die Krankenakten immer eine Konstruktion darstellen und nicht der Wirklichkeit entsprechen. Das Anfertigen einer Akte verfolgt immer einen bestimmten Zweck, so auch bei den Nationalsozialisten.

Die schriftlich festgehaltenen Erinnerungen in Form von nachträglich erstellten Protokollen in einer Krankenakte sind immer subjektiv und entsprechen der selektiven Wahrnehmung des Verfassers in seinen damaligen Lebensumständen und seinem kulturellen Hintergrund. Außerdem ist die Lebensgeschichte vor dem sozialen Hintergrund der damaligen Gesellschaft und deren Einfluss auf das Individuum zu betrachten. Durch die Arbeit mit Krankenakten kann man sich deren Einflussfaktoren annähern und einen Versuch unternehmen, deren konstruierte Wirklichkeit auf eine neue Weise nachzuzeichnen. Die Arbeit mit Krankenakten stützt sich auf einzelne Skizzen menschlichen Handelns und Denkens in schriftlicher Form und versucht eine wertfreie Reproduktion eines individuellen Lebens zu ermöglichen. Verwendet man Krankenakten als Quelle, wie in den nachfolgenden Lebensgeschichten, bekommen die Informationen einer Akte Bedeutung. Sie werden also vom Bearbeiter bzw. der Bearbeiterin in einer persönlichen Interpretation gedeutet und können gleichzeitig auch immer andere Deutungen zulassen.¹²

Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch

Die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch war bekannt für ihre „Kinderfachabteilung“, aber auch als „Forschungsabteilung“ zur Gehirnforschung an Patienten unter der Leitung von Dr. Carl Schneider sowie als Zwischenanstalt im Rahmen der „Aktion T4“. So wurden hier Patient*innen aus ganz Baden gesammelt, um sie dann in Sammeltransporten nach Hadamar zu bringen. Neben Emmendingen war seit 1941 Wiesloch die einzige Anstalt in Baden, die übriggeblieben war. Als Zwischenanstalt war Wiesloch dazu angehalten, die Patient*innen wie „Transportgut“ zu behandeln, aber Arbeitskräfte zurückzustellen. Nach dem vorgeblichen Ende der „Aktion T4“ starben in Wiesloch zahlreiche Patient*innen an

¹² Müller, 2014.

Unterernährung, bevor im Juni 1944 zwei weitere Transporte nach Hadamar gingen.¹³

Grafeneck

Kurz nach Beginn des Zweiten Weltkriegs wird das bisher als Heim für Menschen mit Behinderung verwendete Schloss auf der Schwäbischen Alb in Grafeneck für „Zwecke des Reichs“ beschlagnahmt und als erste Tötungsanstalt umgebaut. Im Jahr 1940 werden mit der „Aktion T4“ über 10.600 Menschen in Grafeneck umgebracht.

Hadamar

Hadamar wurde nach der Schließung der ersten Tötungsanstalt in Grafeneck als „Nachfolgeanstalt“ 1941 umgebaut. Sie sollte für die Gebiete Hessen, Baden, Westfalen, sowie für die Rheinprovinz und Hannover als Tötungsanstalt fungieren. Hadamar bot sich vor allem durch die Nähe einer Autobahn und eines Bahnhofs zum leichten Transport als Tötungsanstalt an. Die ehemaligen Tötungsärzte aus Grafeneck wurden übernommen und sorgten in den folgenden Jahren dafür, dass „verlegt nach Hadamar“ zu einem Todesurteil wurde. Eine Liste mit 61 möglichen Totesursachend stand ihnen für die Ausfertigung des Totenscheins zur Verfügung.¹⁴

Peter Zentel, Lena Gallistl

Literatur

- Udo Benzenhöfer: Der gute Tod? Geschichte der Euthanasie und Sterbehilfe, Göttingen 2009.
- Karl Binding & Alfred Hoche: Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens: Ihr Maß und ihre Form, Leipzig 1920.
- Petra Fuchs: Die Opfer als Gruppe. Eine kollektivbiografische Skizze auf der Basis empirischer Befunde. In: Petra Fuchs, Maike Rotzoll, Ulrich Müller, Paul Richter & Gerrit Hohendorf (Hg.): »Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst« Lebensgeschich-

ten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“, Göttingen 2007, S.53ff..

Monika Grütters (2017): Grußwort. In: Andreas Nachama & Uwe Neumärker (Hg.): Gedenken und Datenschutz: die öffentliche Nennung der Namen von NS-Opfern in Ausstellungen, Gedenkbüchern und Datenbanken, Berlin 2017, S.7ff..

Gerrit Hohendorf (2014): Ideengeschichte und Realgeschichte der nationalsozialistischen „Euthanasie“ im Überblick In: Petra Fuchs, Maike Rotzoll, Ulrich Müller, Paul Richter & Gerrit Hohendorf (Hg.): „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“ Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“, Göttingen 2007, S. 36ff..

Ulrich Müller (2008): Metamorphosen. Krankenakten als Quellen für Lebensgeschichten. In: Petra Fuchs, Maike Rotzoll, Ulrich Müller, Paul Richter & Gerrit Hohendorf (Hg.): „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“ Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“, Göttingen 2007, S.80ff..

Ernst Klee: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, Frankfurt a.M. 2014.

Bettina Winter: Die Geschichte der NS-„Euthanasie“-Anstalt in Hadamar. In: Badder, G., Cramer, J., Winter, B., & Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (Hg.), 1991. Verlegt nach Hadamar: die Geschichte einer NS-„Euthanasie“-Anstalt: Begleitband: eine Ausstellung des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, Kassel 1991.

Internethinweise

Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband (2019): <https://www.gedenkort-t4.eu/de/historische-orte/qmmvq-heil-und-pflegeanstalt-wiesloch-psychiatrisches-zentrum-nordbaden#literatur> (aufgerufen am 24.5.2019 um 11:18 Uhr)

¹³ Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, 2019.

¹⁴ Winter, 1991.

Fritz Harrer

geb. 23.7.1894 in Heidelberg, 1934 in die Heilanstalt Wiesloch eingewiesen, am 28.6.1940 in Grafeneck ermordet, „Aktion T 4“

Fritz Harrer wurde am 23. Juli 1894 in Heidelberg geboren. Er lebte zusammen mit seiner Mutter und seiner Schwester im familieneigenen Hotel in der heutigen Friedrich-Ebert-Anlage. Seinen Vater verlor er früh und seine Mutter starb 1928 an einem Schlaganfall.

Harrer absolvierte 1914 das Abitur und begann ein Jurastudium, bis er 1915 den Kriegsdienst antrat. Während seiner Dienstzeit in Rumänien 1917 fiel Harrer durch sein Verhalten auf, weil er sich gegen einen Vorgesetzten auflehnte, was ihm drei Wochen Arreststrafe einbrachte. Den Krieg überstand er nicht unversehrt, denn er verlor alle Finger an der linken Hand, hatte Schäden an Augen und Trommelfell. Nach dem Krieg konnte er sich nicht mehr in die Gesellschaft integrieren und äußerte auch Selbstmordgedanken. Fritz Harrer fand keine geregelte Arbeit und half im familieneigenen Hotel, verbrachte aber viel Zeit in Heidelberger Lokalen.

Zum ersten Mal auffällig wurde er, als er mit einem Polizeibeamten aneinandergeriet und sich weigerte, die Ordnungsstrafe zu zahlen. Er wurde daraufhin in die Psychiatrische Klinik in Heidelberg eingewiesen und blieb dort vom 8. Juli bis 9. August 1927. Im Anschluss wurde er für drei Wochen nach Wiesloch verlegt und danach hielt er sich für drei Wochen zur Kur in Baden-Baden auf.

Auch nach diesem Aufenthalt besserte sich seine Lage nicht. Er ging keiner geregelten Arbeit nach und es kam immer häufiger zu Konflikten mit seiner Schwester wegen der Leitung des Hotels. In diesen Konflikten wurde er auch etliche Male handgreiflich. Seine Schwester ließ ihn am

6. Juni 1929 in die Psychiatrie Heidelberg einweisen. In der Klinik gab er an, als Schriftsteller tätig zu sein, aber seine Schriften würden nicht veröffentlicht werden. Laut Angaben der Ärzte war Harrer nicht in der Lage, sich mit seinem Handeln und seinem Scheitern auseinanderzusetzen und dies zu akzeptieren. Die Schwester regte in Verbindung mit dem zweiten Aufenthalt in der Klinik auch ein Entmündigungsverfahren gegen ihren Bruder an. Gegen dieses Verfahren versuchte Harrer vorzugehen, indem er aus der Klinik heraus Briefe an Ärzte, Behörden und Soldatenverbände schrieb. Er erhoffte sich dadurch Unterstützung, gegen das an ihm verübte Unrecht. Am 7. Oktober 1929 wurde Harrer allerdings nach Wiesloch verlegt, wo er mit der neu eingeführten Arbeitstherapie in Berührung kam. 1930 wurde er entlassen.

Er prozessierte gegen sein Entmündigungsverfahren. So verkaufte seine Schwester ohne seine Einwilligung das Hotel. Seinen Anteil an der Verkaufssumme verbrauchte er dann sehr schnell.

Am 26. Oktober 1933 kam es zum dritten und letzten Aufenthalt in der Psychiatrie Heidelberg, von der er am 9. Januar 1934 nach Wiesloch verlegt wurde. Der Arzt stellte die Diagnose Schizophrenie und „Paranoide Einstellung vor allem gegen Behörden“, was gleichzeitig sein Todesurteil bedeutete. Von Wiesloch aus wurde Harrer am 28. Juni 1940 nach Grafeneck verlegt und dort noch am selben Tag im Rahmen der „T4 Aktion“ umgebracht.



Psychiatrische Klinik in der Voßstraße 4 (Foto: Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Stadtkreis Heidelberg, Bd. II.5.2)



Diakonissenhaus in der Plöck 49 (Foto: Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Stadtkreis Heidelberg, Bd. II.5.1)

Sterilisation

„Die Operationen fanden in Heidelberg statt, und zwar für Mädchen und Frauen im Diakonissenhaus, für Jungen und Männer in der Chirurgischen Klinik. Es wurden jeweils der Eileiter oder der Samenleiter durchtrennt. Nach einigen Tagen in der Klinik wurden die Sterilisierten wieder nach Mosbach [bzw. in ihre jeweilige Anstalt] „als geheilt entlassen“. Von der ersten Untersuchung bis zur Operation hat es in der Regel drei bis vier Monate gedauert.“ (Aus: Hans-Werner Scheuing „.... als Menschenleben gegen Sachwerte gewogen wurden“, Heidelberg ²2004, S. 213)

Anna Jörder

geb. 22.2.1903 in Heidelberg, mehrere Einweisungen in die Heilanstalt Wiesloch, zuletzt 1937, verlegt nach Sinsheim, verlegt am 14.11.1940 nach Grafeneck, dort am selben Tag ermordet, „Aktion T4“

Anna Jörder¹ wurde am 22. Februar 1903 in Heidelberg geboren. Mit ihren beiden jüngeren Geschwistern Lina (siedelte später um nach England, wo sie als Hausangestellte arbeitete) und Willy (Kaufmann) wuchs sie in der Plöck 73 in der Altstadt auf. Die Mutter verstarb früh, ihr Vater arbeitete als Maurer.

Zu Kriegsbeginn wurde der alleinerziehende Vater sofort eingezogen und die Geschwister bei verschiedenen Pflegestellen untergebracht, wo es ihnen nicht gut ergangen sein soll. Der Vater heiratete inzwischen noch einmal, ließ sich kurz darauf aber wieder scheiden.

Nach dem Krieg arbeitete Anna Jörder in unterschiedlichen Familien als Hausangestellte, teilweise jahrelang. Anfang 1928 bekam sie eine Kündigung aufgrund scheinbarer Vernachlässigung der Arbeit. Daraufhin verbrachte sie vier Wochen zur Erholung in einem Sanatorium bei Aachen, wo sie eigenen Angaben zufolge verschiedenen Hänseleien ihrer Person gegenüber ausgesetzt war. Zurück in Heidelberg suchte sie sich eine neue Arbeit und fing unter anderem Ausbildungen in der Frauen- und Kinderklinik an, die sie nicht beendete.

1931 wurde Anna Jörder erstmals in die Psychiatrische Klinik in Heidelberg eingewiesen. Auslöser war der offensichtliche Wunsch nach einer Beziehung zum Sohn ihres Arbeitgebers. Sie berichtete von verschiedenen Zwischenfällen und Träumen, die mit ihm in Verbindung standen. In der Klinik wurde dies als Wahnvorstellung und

„Liebeswahn“ bezeichnet; die Diagnose „Schizophrenie“ wurde in die Akten eingetragen. In der Klinik verhielt sich Anna Jörder unauffällig und kooperativ und ihrem Wunsch, wieder nach Hause zu dürfen, wurde schließlich entsprochen.

Nach ihrer Entlassung trat sie verschiedene Stellen an, die sie aber alle schon nach kurzer Zeit verlor, weshalb sie wieder bei ihrem Vater einzog. Das Verhältnis zu ihm gestaltete sich allerdings zunehmend schwierig und war geprägt von Streit und Provokation. Anna Jörder suchte Hilfe bei der betreuenden Hausärztin, da sie nicht mehr daheim wohnen wollte. Diese überwies sie erneut in die Psychiatrische Klinik. Der Klinikaufenthalt gestaltete sich ruhig und Anna Jörder arbeitete gerne in der Nähe. Sie wurde als hilfsbereit und nett beschrieben. Nach mehreren Wochen wollte sie die Klinik wieder verlassen. Sie schrieb diesbezüglich einen Brief an ihre Hausärztin, die sich für Anna Jörder erfolgreich einsetzte.

Bereits im September 1932, nur vier Monate nach der Entlassung, kam Anna Jörder gegen ihren Willen erneut in die Klinik. Als Begründung wurden erhebliche Auseinandersetzungen und Suiziddrohungen angeführt. Dieses Mal wurde die Behandlung nicht in der Psychiatrischen Klinik durchgeführt, sondern sie wurde im selben Monat in die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch zur längeren Behandlung überwiesen, wo sie bis zum Ende des Jahres 1932 blieb.

Zu Beginn des Jahres 1933 zog Anna Jörder unterstützt durch die Krankenhausfürsorge zu einer Dame („Kleinrentnerin“) in die Richard-Wagner-Straße 28 nach Hei-

1 Alle Angaben zu diesem Text entstammen den Akten aus dem GLA 463 1983/20 34.450 u. 34.451, GLA 564 1990 Nr. 2e 478.

delberg-Handschuhsheim. Dies geschah im Einvernehmen mit der Hausärztin und dem Wohlfahrtsamt Heidelberg, welches als Kostenträger aufgeführt wurde. Auch wurde die Vormundschaft vom Vater auf eine neue „Pflegerin“ übertragen. Nach einem halben Jahr erwies sich die Unterkunft als ungeeignet und Anna Jörder wollte wieder zurück zu ihrem Vater, was allerdings nicht möglich war.

Im April 1935 ging Anna Jörder nach London zu ihrer Schwester und nahm dort eine Stelle als Hausangestellte an. Das Leben in der Großstadt gefiel ihr anfangs sehr, trotzdem kehrte sie schon ein Jahr später wieder nach Deutschland zurück. Sie suchte daraufhin erneut nach einer Stelle im Ausland, wofür man ein Gesundheitszeugnis brauchte, das sie sich beim Arzt holen wollte. Nach einem Frauenarztbesuch wurde sie erneut in die Psychiatrische Klinik in Heidelberg eingewiesen.

Dort behandelte man sie mit einer Insulinur ohne Erfolg. Im April 1937 wurde der

Antrag auf Unfruchtbarmachung gestellt. Die Sterilisation wurde im Juni 1937 gegen den Willen von Anna Jörder durchgeführt.

Nach einem anschließenden erneuten Aufenthalt in Wiesloch bis Februar 1938 verlieren sich ihre Spuren. Während ihr Vater sich nach ihrem Verbleib erkundigte, ist in den Akten von einer Verlegung nach Sinsheim in die Kreispflegeanstalt die Rede. Von dieser Anstalt gab es regelmäßige Abtransporte in die Tötungsanstalt Grafeneck. Was genau nach diesem Zeitpunkt mit Anna Jörder geschah, ist ungewiss. Es ist aber davon auszugehen, dass die damals 37 Jahre alte Frau Opfer der „Euthanasie“ wurde. In ihrer Geburtsakte ist jedoch der 28. November 1940 als Sterbedatum und Sonnenstein (Pirna) als Sterbeort eingetragen. Es liegt nahe, dass diese Daten zum Tod von Anna Jörder innerhalb der „Aktion T4“ gefälscht wurden.

Jakob Zahn

geb. 9.6.1913 in Heidelberg, am 2.4.1931 in die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch eingewiesen, am 20.4.1940 in Grafeneck ermordet, „Aktion T4“

Jakob Zahn¹ wurde als viertes von fünf Kindern der Eltern Frida und Karl Zahn am 9. Juni 1913 in Heidelberg geboren. Über seine Kindheit ist wenig bekannt, lediglich ein Verweis auf die örtliche Kinderschule, sowie der Besuch der „Plöckschule“, lassen sich aus den Akten Jakob Zahns entnehmen. Jedoch kann angenommen werden, dass die Kindheit nicht unbelastet war. Die Mutter Frida Zahn, geb. Müller, litt unter melancholischen und depressiven Zuständen. Sie wurde mehrmals in die Psychiatrische Klinik in Heidelberg und umliegende Heil- und Pflegeanstalten eingeliefert. Dennoch beschrieb sie die Ehe zu Karl Zahn als harmonisch. Der erste Sohn, Ludwig Zahn, verstarb im Alter von fünf Jahren bei einem Unfall. Trotz der familiären Umstände in der Kindheit von Jakob Zahn, trat er am 10. April 1928 eine Lehre als Friseur beim Meisterbetrieb Zehner in Heidelberg an. In Gesprächsprotokollen mit dem behandelnden Arzt der Psychiatrischen Klinik in Heidelberg gab Jakob Zahn an, dass die Arbeitsbelastung hoch wäre. Er begann früh morgens mit der Arbeit und kehrte erst spät wieder zurück. Teilweise habe er keine Zeit zum Essen gehabt. Parallel entwickelte sich bei Jakob Zahn eine kirchliche Affini-

tät, die sich in regelmäßigen Gottesdienstbesuchen und dem Lesen der Bibel ausdrückte.

Schließlich kam es am 14. Februar 1931 zu einem psychischen Zusammenbruch. Während der Rasur eines Kunden vernahm Jakob Zahn eine Stimme, die ihm befahl, die Kehle des Kunden mit dem Rasiermesser durchzuschneiden. Es handelte sich nicht um ein singuläres Ereignis, wie Jakob angab. Er habe immer wieder diese Stimme wahrgenommen, ihr aber nie nachgegeben. Dennoch habe er größte Teile seiner Konzentration auf dieses ‚nicht-nachgeben‘ verwenden müssen. Und so lieferte er sich am 16. Februar 1931, begleitet durch seinen Vater, in die Psychiatrische Klinik Heidelberg selbst ein. Bei der medizinischen Aufnahmeuntersuchung wurde eine fortgeschrittene Mandelentzündung festgestellt, die jedoch für den psychologischen Befund keine weitere Beachtung fand. Auch die Möglichkeit einer Sepsis und eine daraus resultierende Symptomatik, fand keinen Eingang in die Anamnese. Die erste psychologische Differenzialdiagnose durch Dr. Stringaris, einen Experten für Suchttherapie, notierte daher ‚Schizophrenie‘. Jakob Zahn interpretierte den Vorfall als existenzielles Ereignis. Gott selbst habe ihn zur Umkehr aufrufen wollen. Sein Weg liege nicht in der Vollendung seiner Lehre, sondern in der Kirche als evangelischer Priester. Das in der Folgezeit angelegte Stationsprotokoll vermerkt, dass sich Jakob Zahn nur zögerlich in den Alltag der Psychiatrischen Klinik integrierte. Erst zum Ende seines Aufenthaltes in Heidelberg beteiligte er sich an Aktivitäten der Station. Die Enddiagnose am 2. März 1931 lautete

1 Der vorliegende Text entstammt der Semesterarbeit von Julian Kraul: Die Akten der Familie Zahn. Beeinträchtigtes Leben im Spiegel der Gesellschaft, 16.4.2018; der Arbeit liegen folgende Quellen zugrunde: Bundesarchiv Berlin, Sig. R179, Nr. 25430; GLA 446, 1, Nr. 1473, GLA 463, 1983-20, Nr. 19225 und 30665, GLA 463, Wiesloch, 166, Nrn. 189, 305 und 371; Staatsarchiv Freiburg, Sig. F196/1, Nr. 1148, Universitätsarchiv Heidelberg, Sig. L-III-1931/146 und Kg 98/120.

‚Hebephrenie‘, eine spezielle häufig bei Jugendlichen zwischen 15 und 25 Jahren auftretende Form der Schizophrenie. Der Forschungsstand der 30er stellt das Symptom der ‚Verblödung‘ (Bleuler: Dementia Praecox oder Gruppe der Schizophrenien, S. 192f.) in den Vordergrund. Dieses Symptom leitete sich aus der Beobachtung ab, dass die kognitiven Fähigkeiten der von der Krankheit Betroffenen schrittweise nachließen. Neuere Forschungen konnten ergeben, dass dies mit einem degenerativen neurologischen Prozess zusammenhängt. Auch wenn diese Diagnose medizinische Zusammenhänge ausklammerte, so kann die psychologische Diagnose dennoch nachvollzogen werden. Hebephrene Erkrankungen galten damals wie heute als unheilbar.

Jakob Zahn wurde am 2. April 1931 in die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch verbracht. Erstmals findet sich in der Krankenakte ein Hinweis auf Medikamente (Medinal und Adalin, Sedativa). Mit der Überstellung nach Wiesloch verschlechtert sich die Aktenlage erneut. Obwohl die Krankenakte aus Wiesloch mehr als 112 Seiten umfasst, fehlen alle medizinischen Einträge. Es ist anzunehmen, dass die Akte im Zuge der näher rückenden Niederlage Deutschlands gesäubert wurde. Einen Großteil der Akte bildet die Korrespondenz zwischen der Familie Zahn und der Anstalt. Insgesamt zwölf Mal schreiben sein Vater, Karl Zahn, und sein Bruder, Philipp Zahn, (Anträge bei Bezirksämtern usw. nicht eingerechnet) der Anstalt und bitten um Entlassung oder Beurlaubung Jakob Zahns. Diese wird jedoch durchgehend mit der Begründung, dass Jakob Zahn eine „Bedrohung für Andere“ darstelle, abgelehnt. Die Familie berichtet in den Briefen von einer Besserung des Gesundheitszustands von Jakob Zahn.

Die Motive der Anstalt Jakob Zahn nicht zu entlassen müssen nicht nur rein psychiatrischer Natur gewesen sein. Heil- und Pflegeanstalten waren durch ihre (schlechte) finanzielle Ausstattung oft dazu

genötigt, ihre Patienten in einer ‚Arbeits-therapie‘ einzusetzen. Diese bildete gleichzeitig auch den therapeutischen Anteil des Anstaltslebens. Die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch unterhielt z.B. eine Wäscherei und einen Bauernhof, wo die Patienten eingesetzt wurden. Unter den Nationalsozialisten, verkörpert durch den am 1. Oktober 1933 eingesetzten Anstaltsleiter Dr. Wilhelm Möckel, setzte sich der Sparkurs fort. Gleichzeitig erklärte man, an der „Aufartung des Volkes“ mitzuwirken (Abendausgabe der Freiburger Zeitung vom 19. Oktober 1933). Infolge dessen wurde die bereits vor 1933 überfüllte Anstalt durch weitere Patienten aufgestockt und die ‚Arbeits-therapie‘ intensiviert. Zur weiteren Kostenminimierung wurden besonders pflegeintensive Patienten im Juni 1934 in die ‚Sparanstalt‘ Raststatt verbracht, Jakob Zahn war kein Teil dieser Gruppe, sodass angenommen werden kann, dass er arbeitsfähig war. Ein weiterer Eintrag in einer Verwaltungsakte legt nahe, dass Jakob Zahn nicht sterilisiert wurde, da hier Jakob Zahn mit der Ziffer ‚3‘, „erbkrank und dauernd in der Anstalt“ versehen wurde.

1938 scheint sich der Gesundheitszustand Jakob Zahns drastisch verschlechtert zu haben. Einem erhaltenen Auszug aus der Krankenakte in Wiesloch, der sich in der Krankenakte der psychiatrischen Klinik Heidelbergs befindet, konnte entnommen werden, dass Jakob Zahn abgestumpft und halluzinierend auf seiner Abteilung verblieb. Ebenfalls sind Aggressionen gegen seine Mitpatienten vermerkt. Intensivpatienten wurden bei den ersten Fahrten in die Tötungsanstalt Grafeneck bevorzugt ausgewählt. Am 20. April 1940 wurde Jakob Zahn beim vierten Abtransport nach Grafeneck überstellt. Die Verwaltungsakte Jakob Zahns vermerkt, wie bei allen anderen Patienten, die dort vergast wurden, ein ‚entlassen‘. Besonders makaber wirkt aber der letzte Brief, den Philipp Zahn nach Wiesloch schickte, der sich in der Erbgesundheitsakte Jakob Zahns befindet (die

Krankenakte wurde mit nach Grafeneck transportiert). In ihm bittet er die Anstalt die Asche seines Bruders, der aufgrund einer Mandelentzündung in Hartheim verstorben und eingeäschert worden sei, nach Hause zu überstellen, sodass die Familie ihn beisetzen könne. Dies bildete eine übliche Taktik, um die Angehörigen der Familien zu verwirren. Z.T. erhielten die Familien Asche zurück, wobei es sich nicht um die Asche des Angehörigen handeln musste. Ob die Familie Zahn eine Urne erhielt, konnte nicht weiter ermittelt werden.



Ausmusterungsschein mit Foto von Jakob Zahn (Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe)



Hugo Bornstein als Fremdenführer vor dem Friedrichsbau im Heidelberger Schloss mit seiner Frau Luise Margarete und einem ihrer Kinder, um 1930 (Foto: Fam. Rosenblatt)



Hugo Bornstein in Israel, bei Tel Aviv um 1956 (Foto: Fam. Rosenblatt)



Luise-Margarete Bornstein mit ihren 4 Kindern Luise, Hans, Inge und Werner (von links), 1945 in Heidelberg (Foto: Fam. Rosenblatt)

Hugo-Bruno Bornstein

geb. 24.11.1896 in Freiburg, überlebt, gest. 22.10.1976 in Naharija/Israel

Luise-Margarete Bornstein

geb. 5.8.1903 in Heidelberg, gest. 22.5.1960 in Naharija/Israel

Werner Bornstein

geb. 2.4.1931 in Heidelberg, überlebt, gest. 1.9.2004 in Naharija/Israel

Hans-Eduard Bornstein

geb. 12.4.1934 in Heidelberg, überlebt, gest. im Aug. 1995 in Heidelberg

Margarete-Luise Bornstein

geb. 16.6.1937 in Heidelberg, überlebt, lebt in Naharija/Israel

Inge-Ruth Bornstein

geb. 14.10.1938 in Heidelberg, überlebt, gest. 17.7.1997 in Fort Lauderdale/USA

Es ist eine sehr deutsche Geschichte, die im 1. Weltkrieg mit einer Freundschaft beginnt: Hugo Bornstein, Jahrgang 1896, trifft in den gnadenlosen Grabenkämpfen des 1. Weltkriegs einen Kriegskameraden, meinen Vater Fritz Trefz, Jahrgang 1897, der wie viele andere auszog, um für „Kaiser, Gott und Vaterland“ gegen Frankreich zu kämpfen. Millionen auf beiden Seiten haben den Krieg nicht überlebt: diese beiden ja. Mein Vater, weil er auch von seinem Kameraden Hugo aus schier aussichtsloser Lage zwischen Gräben und Stacheldraht befreit wurde und dadurch dem sicheren Tod entging. Die Freundschaft überdauerte viele Jahrzehnte und sollte sich in den Zeiten des 3. Reiches wieder bewähren.

Beide hatten inzwischen geheiratet und lebten in Heidelberg. Hugo Bornstein, der als Fremdenführer mit guten Englischkenntnissen im Schloss arbeitete, war jüdischer Abstammung, heiratete eine Nichtjüdin. Nach den Nürnberger Gesetzen von 1935 war das „Blutschande“. „In der Zeit des Nationalsozialismus wurden Juden, die mit einem deutschstämmigen Partner in „Mischehe“ lebten als Person herabgewürdigt, in ihrer Erwerbstätigkeit eingeschränkt und durch Vorschriften in ihrer Lebensfüh-

rung fremdbestimmt.“¹ Dazu gehörte auch, dass Hugo Bornstein der Wehrdienst für sein geliebtes Vaterland untersagt wurde und es ihm zunehmend erschwert wurde, seine inzwischen 6-köpfige Familie zu ernähren. Sein Freund Fritz Trefz, inzwischen wieder Offizier in der Armee des 3. Reiches und bis 1944 aufgrund seines Alters vom Frontdienst zunächst verschont, war in seiner Position als Leiter des Wehrmeldeamtes in Heidelberg in der Lage, ihm zu helfen. Er „versteckte“ ihn in allen möglichen Funktionen, mal als Wachmann in Norwegen, mal als Spion im Kaukasus. Immer wurde er jedoch von den jeweils Verantwortlichen wegen seines mangelnden Ariernachweises zurückgeschickt.

Die Familie Bornstein hat den Krieg und die Nazizeit überlebt. Noch einmal bewährte sich die Freundschaft zwischen meinem Vater und seinem Kameraden Hugo Bornstein: er setzte sich dafür ein, dass unser Haus im Hainsbachweg 4 (heute 8) von den Amerikanern nicht besetzt wurde, während drumherum viele Familien aus ihren Wohnungen in der Bergstraße und Ludolf-Krehl-Straße von den Amerikanern vertrieben wurden. Erst 1948 kehrte mein Vater

1 www.wikipedia.de Mischehe (Nationalsozialismus).

aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück, nachdem ihn sein Freund Hugo dort persönlich herausgeholt hatte.

1948 zog die Familie Bornstein nach Israel, nachdem dort eine große Rückholaktion für jüdische Kinder begonnen hatte. Frau Bornstein war inzwischen zum jüdischen Glauben übergetreten. Wie schwierig der Neuanfang für die Familie in Israel wurde, erzählt Dwora Rosenblatt im Gespräch mit der Schülerin Imogen Theiß. Dwora Rosenblatt ist die einzige aus der Familie Bornstein, die heute noch lebt. Sie ist seit 60 Jahren mit Joel Rosenblatt verheiratet, hat zwei Töchter, sechs Enkel und Urenkel und wohnt in Naharija/Israel.

Gespräch der Schülerin Imogen Theiß mit Dwora Rosenblatt

Am 4. Advent und gleichzeitig dem ersten Tag des Chanukka-Festes hatte ich zusammen mit meiner Familie die Gelegenheit, Dwora Rosenblatt geborene Luise Bornstein persönlich kennenzulernen. Es ist schon ein merkwürdiges Gefühl einen Menschen zu treffen, für den noch zu seinen Lebzeiten ein Gedenkstein gelegt wird.

Sie war zusammen mit ihrem Mann Joel in Heidelberg zu Besuch bei der Familie Trefz.

Wir trafen uns und bei Pfefferminztee und Weihnachtsplätzchen erzählte uns Dwora, wie sehr sie als Kind das Weihnachtsfest mochte und wie gerne sie auch heute noch Weihnachtslieder hört und singt.

Dwora, damals noch Luise, lebte mit ihren Eltern, die eine „Mischehe“ führten, und den Geschwistern Werner, Hans und Inge in der Hauptstraße 111 in der Altstadt. Ihr Vater arbeitete, da er über Englischkenntnisse verfügte, als Fremdenführer auf dem Heidelberger Schloss. Dwora wurde 1937 geboren und mit sechs Jahren in die Hindenburgschule, die heutige Friedrich-Ebert-Schule, eingeschult. Danach ging sie auf die Mönchhofschule in eine Klasse nur für Mädchen. In dieser Zeit waren Dwora, ihre Geschwister und ihre Mutter

auf sich allein gestellt, da der Vater die meiste Zeit im Ausland arbeitete.

Ihr Vater war in einem Heim groß geworden und hatte keine weitere Familie und die Familie von Dworas Mutter mied den Kontakt mit der Tochter und deren Kinder, da sie Angst vor den Folgen des Umgangs mit Juden hatten.

Die Kinder selbst wurden von den anderen Kindern in der Schule und in der Nachbarschaft beschimpft und angefeindet. Die Situation wurde immer bedrohlicher.

Als Dworas Mutter dachte, dass es zu gefährlich werden würde, in der Wohnung in der Stadt zu bleiben, flohen sie in ein kleines Gartenhaus auf einem Grundstück im Wald oberhalb des Oberen Gaisbergwegs, das dem Großvater mütterlicherseits gehörte. Dieses Häuschen steht heute noch, ist aber mittlerweile stark verfallen. Damals gab es dort einen kleinen Herd, so dass sie mit Holz heizen und etwas kochen konnten. Freunde der Familie, vor allem die Familie Trefz, versorgten die Bornsteins heimlich mit Essen und Trinken, das sie hinter einen Baum stellten. Es ist ein Wun-



Reste des „Gartenhauses“ (oberer Gaisbergweg), wo sich Frau Bornstein und ihre Kinder versteckten (Foto: privataufgen. im August 2019)

der, dass sie den Krieg in diesem Versteck heil überstanden haben, aber sie wurden nicht verraten.

Als die Alte Brücke gesprengt wurde und die amerikanischen Soldaten nach Heidelberg kamen, verließ Dworas Familie ihr Versteck im Wald, sie kehrte zurück in ihre Wohnung in der Hauptstraße und hängte weiße Fahnen aus den Fenstern. Dort blieben sie, bis sie sich 1948 entschlossen, nach Israel auszuwandern. Dwora, damals noch Luise, kam mit ihren drei Geschwistern in eine Sammelstelle in Wolfratshausen. Dort wurden sie auf die Ausreise nach Israel vorbereitet.

In Israel angekommen wurden ihnen gleich zu Beginn neue Vor- und Nachnamen zugeteilt. Und so wurde aus Luise Bornstein Dwora Kenan. Sie durfte sich diesen Namen nicht selbst aussuchen, sondern musste ihn einfach akzeptieren, ob sie wollte oder nicht.

In Israel wurde sie von ihren Geschwistern getrennt. Jeder von ihnen wurde in einem anderen Kibbuz untergebracht, wo ihre Eltern waren, wusste sie zu dieser Zeit nicht, es gab keinen Kontakt.

Im Kibbuz musste Dwora jeden Tag viele Stunden in einem Kinderhaus und in der Wäscherei arbeiten. Sie konnte kein Hebräisch und man unterhielt sich auf Jiddisch.

In der Zwischenzeit waren auch ihre Eltern aus Deutschland mit dem Schiff nach Israel eingewandert. Sie waren in einem Lager in Tel Aviv untergebracht.

Um die Familie zusammenzuführen holte ihr älterer Bruder Werner sie und ihre Geschwister aus den Kibbuzim heraus und sie nahmen zusammen mit den Eltern die Möglichkeit wahr, in der Landwirtschaft zu arbeiten.

So kamen sie in ein kleines Dorf im Grenzgebiet und mussten dort erst in einem Zeltlager, später dann in einem Stall, den sie sich mit Kühen teilten, hausen. Aber wenigstens war es bei den Kühen warm. Dann wurden viele ganz einfache Häuser gebaut, die durch ein Losverfahren

verteilt wurden. Dworas Familie bekam ein Häuschen, das direkt auf den Steinboden gebaut war und an den Fenster- und Türöffnungen nur Fliegengitter hatte. Sie bekamen auch 30 Hühner, eine Kuh und einen Maulesel zugeteilt. Die Hühner mussten sie später aber nach und nach essen, weil sie kein Geld für Lebensmittel hatten und die Kuh und der Maulesel wurden verkauft.

Auch hier musste Dwora jeden Tag zwölf Stunden auf dem Feld arbeiten, im Sommer bei brütender Hitze. Das Geld, das sie dabei verdiente, half die Familie zu ernähren.

Als sie 14/15 Jahre alt war, beschloss sie, ihr Leben zu verändern und ging nach Tel Aviv, um Krankenschwester zu lernen. Sie gab sich älter aus, als sie war und begann ihre Ausbildung dort im Krankenhaus. In dieser Zeit lernte sie auch Hebräisch.

Nach dem Ende der Ausbildung wurde sie zum Militär eingezogen und arbeitete auch dort als Krankenschwester und leitete die Ambulanz in Hauptquartier.

Nach dem Militärdienst war sie weiterhin als Krankenschwester im Krankenhaus in einer Mutter-Kind-Station beschäftigt, leitete gleichzeitig die Ambulanz in ihrem Dorf und war dort auch als Reinigungskraft tätig. Das ermöglichte ihr, mehrere kleine Gehälter zu beziehen, die ihrer Familie halfen, über die Runden zu kommen und deren Schulden zu bezahlen.

In dieser Zeit lernte sie ihren heutigen Mann Joel Rosenblatt kennen und sie heirateten und bekamen zwei Töchter. Joels Familie führte ein Hotel in Naharija.

Die Begegnung mit Dwora Rosenblatt hat mich sehr beeindruckt. Für mich ist sie eine unglaublich starke Person, die sich durch all die schlimmen Zeiten durchgekämpft und nicht aufgegeben hat, obwohl ihr Leben so hart war. Ich habe in unserem Gespräch viel erfahren von ihrer damaligen Kindheit, die eine ganz andere war als meine heutige, und es ist wichtig, dass ich mir dessen bewusst bin. Ich hoffe sehr, dass so schlimme Zeiten nicht wiederkehren.



Berta Östringer (Mitte), die Mutter von Lucia, bei der Traubenlese. (Foto: privat)



Links Berta Östringer mit Freundinnen (Foto: privat)



Elternhaus von Berta Östringer in Rettingheim (Foto: privat)

Lucia Östringer

geb. 20.3.1933 in Heidelberg, am 25.1.1937 im Paulusheim Heidelberg aufgenommen, am 7.4.1937 in die Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache in Mosbach verlegt, am 17.9.1940 in Grafeneck ermordet, „Aktion T 4“

Lucia Östringer wurde am 20. März 1933 in Heidelberg geboren, aufgewachsen ist sie in Rettigheim. Am 25. Januar wurde sie ins Paulusheim Heidelberg aufgenommen. Am 7. April 1937 kam sie in die "Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache" in Mosbach und wurde von dort am 17. September 1940 in die Landespflegeanstalt Grafeneck überstellt, wo sie am gleichen Tage in der Gaskammer umgebracht wurde. Hier folgt nun ein fiktiver Brief ihrer Familie an Lucia:

Liebe Lucia,

wir wissen nicht viel über dich. Es gibt kein Foto von dir und in deiner großen Familie wurde auch nicht viel über dich gesprochen. Nur eine deiner Tanten erzählte ihrer Tochter, du seist ein Kind mit schönen, langen, blonden Locken gewesen. Leider hastest du vermutlich eine schwere körperliche und geistige Behinderung.

Auch deine Mutter Berta hat nie über dich gesprochen. Sie war das zehnte von zwölf Kindern und selbst geistig behindert. Um ihren 17. Geburtstag herum wurde sie schwanger. Dein Vater war wahrscheinlich ein junger Mann, der auch als geistig zurückgeblieben galt. Deine Mutter Berta hatte keine Beziehung zu ihm, aber sie kannte ihn. Nach vielen Jahren traf sie den Mann auf der Straße. Sie zeigte auf ihn und sagte zu ihrer Begleitung: „Das ist er!“ Ansonsten verlor deine Mutter Berta keine Silbe über den Kontakt zu ihm. Sie verstand sicher auch nicht den Zusammenhang zwischen der Zeugung und deiner späteren Geburt. Der Familie aber fiel Ber-

tas Gewichtszunahme auf. Bertas Vater befragte sie eingehend und erfuhr so von der Schwangerschaft. Wohl bald danach wurdest du am 20. März 1933 in der Frauenklinik in Heidelberg geboren und dort am 28. März 1933 katholisch getauft. Deine Mutter war anscheinend durch diese Geburt traumatisiert und musste einige Tage in der Psychiatrisch-Neurologischen Klinik in Heidelberg verbringen.

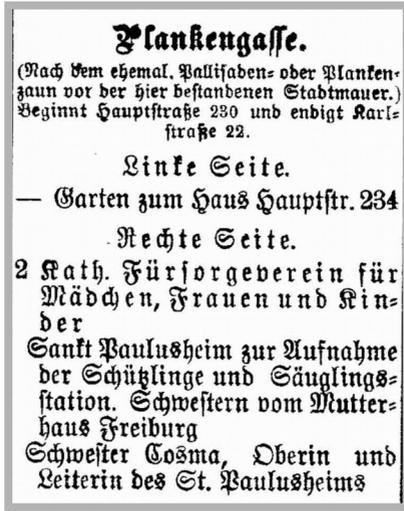
Dein Erzeuger hatte keinen Kontakt zu dir. Für seine Tat wurde er nie zur Rechenschaft gezogen.

Die Großfamilie deiner Mutter lebte in einer Gemeinde bei Heidelberg. Deine Großeltern hatten ein hartes, arbeitsreiches Leben mit ihrer Landwirtschaft und zudem war dein Großvater auch „Heiligher¹“ im Heimatdorf. Als du dort aufgenommen wurdest, lebte außer den Großeltern nur noch ein Teil deiner Onkel und Tanten im Elternhaus. Einige hatten schon ihre eigenen Familien gegründet. So versorgten deine Mutter Berta und der Rest der Familie dich, die kleine Lucia. Vermutlich wurdest du nur im Haus gepflegt und kamst nie nach draußen. Als im Mai 1936 deine Großmutter starb, übernahmen die überwiegend berufstätigen Familienmitglieder deine Pflege.

Den größten Einschnitt in deinem Leben brachte 1937 die Zwangssterilisation deiner Mutter Berta. Während ihres Aufenthalts in der Frauenklinik Heidelberg, wo der Eingriff vorgenommen wurde, kamst du zur kurzfristigen Unterbringung in das

1 Früher: jmd. der die Kirchensteuer einzieht.

Paulusheim in Heidelberg, da, wie dein Großvater dem Erbgesundheitsgericht schrieb, sich in dieser Zeit niemand um deine Versorgung kümmern könne. Alle noch im Hause verbliebenen Onkel und Tanten würden ihrer Arbeit nachgehen.



Ausschnitt aus dem Adressbuch Heidel-
 berg von 1937

Schon am 7. Februar 1937 folgte deine Verlegung in die „Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache“ in Mosbach. Wahrscheinlich wurdest du im dortigen „Krankenhaus“ gepflegt, wo Kinder mit schwerer körperlicher und geistiger Behinderung untergebracht waren.

Dein Erzeuger wurde nicht zwangssterilisiert. Er hat später eine eigene Familie gegründet.

Dein Großvater war zwischenzeitlich schwer erkrankt und starb an seinem Geburtstag am 17. Juni 1937. So bliebst du dauerhaft in Mosbach. Deine Onkel haben dich dort regelmäßig besucht.

Eines Tages wurde der Familie mitgeteilt, du seist an den Folgen einer Diphtherieerkrankung verstorben. Die Familie hat das nie geglaubt. Sie dachte schon damals,

dass du das Opfer des Euthanasieprogramms geworden sein könntest. So wurde es innerhalb der Familie weitergegeben und nur sehr wenige Nachkommen erfahren überhaupt von dir.

Forschungen zur Geschichte der Anstalt Mosbach und ihrer Bewohner haben ergeben, dass 1940 in drei Transporten 217 Menschen von Mosbach abtransportiert und in der Vernichtungsanstalt Grafeneck auf der Schwäbischen Alb ermordet wurden. Insgesamt fanden in Grafeneck im Jahre 1940 im Rahmen der sogenannten Aktion „T4“ über 10.000 behinderte Menschen den gewaltsamen Tod im Gas. Dokumente belegen, dass auch du am 17. September 1940 nach Grafeneck verbracht und noch am gleichen Tag in der Gaskammer dort ermordet wurdest. So hat sich nach über siebenzig Jahren die Familienlegende als Wahrheit herausgestellt. Du, das kleine Mädchen Lucia Östringer, wurde Opfer des Massenmords der Nationalsozialisten an Menschen mit Behinderung. Du wurdest nur 7 ½ Jahre alt.

Dieser Brief soll an dich und an das Schicksal so vieler Anderer erinnern.

Deine Familie

Literatur: Hans-Werner Scheuing: „... als Menschenleben gegen Sachwerte gewogen wurden.“ Die Geschichte der Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache Mosbach/ Schwarzacher Hof und ihrer Bewohner 1933–1945, Heidelberg 2004; unveröffentlichte Liste Scheuings über ehemalige Heidelberger Behinderte, die in Grafeneck ermordet wurden.

Hubert Weidinger

geb. 20.2.1928 in Heidelberg, 1939 Erziehungs- und Pflegeanstalt Mosbach, verlegt 17.9.1940 nach Grafeneck, dort am gleichen Tag ermordet, „Aktion T4“

Hubert Weidinger wurde am 20. Februar 1928 in Heidelberg geboren. Seine Mutter Luise Weidinger war damals 26 Jahre alt, ledig und als Hausangestellte tätig. Später hat sie geheiratet und wohnte in Mannheim. Hubert hatte einen Zwilling Bruder Heinrich. Mehr wissen wir nicht über die Geschichte von Huberts Mutter und seinem Bruder, da im Stadtarchiv Mannheim keine Unterlagen gefunden wurden.

Seit 1907 gab es in der Plankengasse 2 in Heidelberg das Paulusheim für minderjährige Mütter und ihre Kinder. Später wurden auch elternlose Kinder aufgenommen. Hubert lebte ab 29. November 1928 dort, wahrscheinlich ohne seine Mutter. Wie lange wissen wir nicht.

Irgendwann gelangte er unter die Amtsvormundschaft des Bezirksjugendamtes Buchen, das Hubert Weidinger bei der Pflegemutter Lina Schachner in Hettingen unterbrachte. Aus einem amtlichen Schreiben vom 24. Januar 1939 geht hervor, dass sie den Jungen aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters nicht mehr als Pflegekind behalten könne. Frau Schachner war vermutlich kinderlos, denn es konnten keine Nachkommen von ihr ermittelt werden.

Hubert Weidinger wurde im Alter von 11 Jahren am 13. März 1939 in die Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache in Mosbach aufgenommen. Er wird damals als geistig sehr zurückgeblieben geschildert, aber böswillig sei er nicht gewesen. Er konnte nicht sprechen und auch nicht alleine essen. Vermutlich wurde er gleich im 15 km entfernten Schwarzacher Hof in Unterschwarzach untergebracht. Dort war die Abteilung für Menschen mit schwerer Behinderung der Anstalt Mosbach. Sie galten als „bildungsunfähig“. Deshalb gab es in dieser Abteilung auch keine Schule.

In Unterschwarzach war er nur einhalb Jahre. Am 17. September 1940 wurde er vom Schwarzacher Hof abtransportiert. Mit drei Bussen wurden an diesem Tage 90 Bewohner der Anstalt Mosbach in die Vernichtungsanstalt Grafeneck auf der Schwäbischen Alb gefahren und am selben Tage dort ermordet. Hubert Weidinger war einer von ihnen. Er wurde 12 Jahre alt.



In diesen grauen Bussen wurden die Insassen aus ihren Heimen abtransportiert. Man täuschte ihnen einen Ausflug vor. (Quelle: <https://www.planetenschule.de/wissenspool/spuren-der-ns-zeit/inhalt/hintergrund/euthanasie.html>; eingesehen am 4.11.2019)



Schloss Grafeneck auf der Schwäbischen Alb wurde im Dritten Reich als Tötungsanstalt der Aktion T4, der sog. Euthanasie genutzt. Heute befindet sich hier eine Einrichtung der Behindertenhilfe und Sozialpsychiatrie sowie die Gedenkstätte Grafeneck und ein Dokumentationszentrum. (Quelle: Wikimedia)

Paul Becker

geb. 17.11.1902 in Heidelberg, 1932 Heilanstalt Wiesloch, verlegt 17.9.1940 nach Grafeneck, dort am gleichen Tag ermordet, „Aktion T4“

Paul Becker¹ wurde am 17. November 1902 in Heidelberg geboren. Dort wuchs er bei seinen Eltern, Georg und Regina Becker, geborene Keller auf. Georg Becker arbeitete als Schauspieler am Theater, Regina Becker war Hausfrau. Paul war das jüngste Kind der beiden, er hatte drei ältere Schwestern. Alle drei Schwestern, Anna, Lisa und Paula, haben später geheiratet. Lisa, die mittlere Schwester, lebte zuerst in Köln und später in Berlin, die anderen beiden blieben in Heidelberg.

Paul Becker wuchs in der Mönchgasse 9 auf und besuchte acht Jahre die Volksschule in Heidelberg. Für eine höhere Schule habe der Familie das Geld gefehlt. Er war stets ein guter Schüler. Paul wurde als geselliges Kind beschrieben, das gerne mit anderen Kindern spielte.

Nach der Schule machte Paul eine Lehre bei einem Friseurbetrieb in der Hauptstraße. Dort machte er nach drei Jahren seine Gesellenprüfung und war dann bei verschiedenen Frisuren in Heidelberg und Handshuhsheim beschäftigt. Seinen Traumberuf, Theaterfriseur, konnte er nicht verwirklichen.

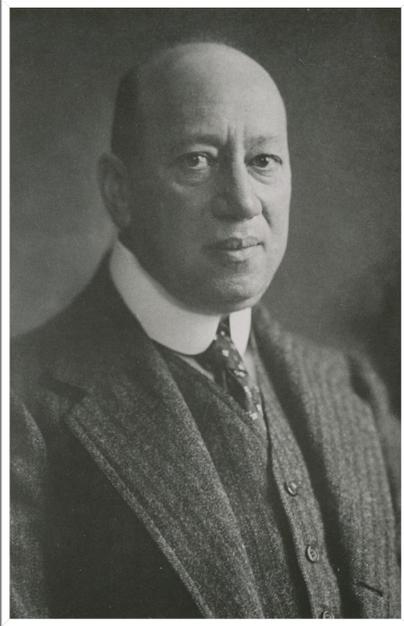
1924/25, da war er 22 Jahre, verlor er seine Anstellung. Vermutlich haben sich in dieser Zeit erste Symptome einer psychischen Erkrankung gezeigt. Nach Angaben der Eltern wurde er zunehmend aggressiv und sein Zustand bedrohlich. Paul selbst beklagte ein „Nervenreißen“, welches ihm Schmerzen in der linken Kopfseite bereitete und ein Zittern der gesamten Gesichtshälfte verursachte. In der Psychiatrischen Klinik in Heidelberg wurde „Hebephrenie“

diagnostiziert. Nach einigen Aufenthalten in der Psychiatrie in Heidelberg kam Paul Becker 1925 das erste Mal nach Wiesloch, konnte aber nach kurzem Aufenthalt wieder zurück ins Elternhaus. Nach Angaben der Mutter wurde Pauls Verhalten ab 1927 schwieriger, so dass eine erneute Einweisung in die Heilanstalt in Wiesloch erfolgte. Bis zum Jahr 1932 war Paul insgesamt sechsmal in der Psychiatrie in Heidelberg und viermal in Wiesloch. Sein Zustand hat sich laut Angaben der Familie stetig verschlechtert. Seine Mutter war ihm offensichtlich sehr wichtig. Er bat immer wieder, nach Hause zu ihr zu dürfen. Ab 1932 blieb er stationär in Wiesloch. Im Jahr 1940 wurde Paul Becker von Wiesloch nach Sinsheim verlegt. Dies geschah ohne das Wissen der Angehörigen.

Der letzte Eintrag in der Akte Paul Beckers ist ein Brief seiner jüngsten Schwester Paula. Sie erkundigte sich am 19. Dezember 1940 in Wiesloch, ob ihr Bruder noch dort sei. Die Anstalt schickte eine Antwort zurück, in der sie angab, dass Paul Becker seit dem 13. Februar 1940, getreu eines vorangegangenen Beschlusses, nach Sinsheim verlegt worden sei.

In seinem Geburtsregister im Stadtarchiv Heidelberg, wird sein Tod auf den 1. August 1940 in Sonnenstein (Pirna) datiert. Weitere Recherchen ergaben jedoch, dass er am 17. September 1940 in Grafeneck ermordet wurde. Mit dieser falschen Angabe an die Familie und die Behörde, sollte die „Aktion T4“ vertuscht werden.

1 GLA 463, 19837 20, Nr. 10.247, Nr. 9.691.



Portrait Max von Waldberg (Foto: Robert Herbst, Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, BA Pos I 03161)



Waldbergs Bibliothek Mönchhofstraße 12/14 (Foto: Gerh. Sauder, Quelle: Universitätsarchiv Heidelberg, BA Pos I 03163)



Großherzogin Luise von Baden macht am 3. Juli 1915 auf einer Inspektionsreise zu den Heidelberger Lazaretten auch Besuch am „Kreuz in Eisen“. Links hinter ihr Max von Waldberg (Foto: Max Kögel, Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 6642)

Prof. Dr. Max Freiherr von Waldberg

geb. 1.1.1858 in Jassy Fürstentum Moldau, gest. 6.11.1938 in Heidelberg

Violetta Freifrau von Waldberg, geb. Platschek

geb. 16.10.1877 in Berlin, Flucht in den Tod am 10.4.1942 in Heidelberg

Max von Waldberg ist an der Heidelberger Universität von 1889 bis 1933 als Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft tätig gewesen. „Wie kein anderer Vertreter der Neugermanistik hat Waldberg während seiner 44-jährigen Tätigkeit in Heidelberg eine Reihe von renommierten Wissenschaftlern ausgebildet und dabei nicht weniger als 136, zum großen Teil bahnbrechende und richtungweisende Dissertationen betreut – damit steht er nicht nur in der Geschichte der Heidelberger Germanistik ohne Beispiel. Dennoch ist heute der Name Max von Waldberg beinahe vergessen.“¹

Max von Waldberg entstammte der gebildeten jüdischen Oberschicht des damaligen Fürstentums Moldau, ab 1859 Bestandteil des nachmaligen Königreichs Rumänien. Seine Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits hatten sich dort Vermögen und hohes Ansehen erarbeitet. Sie gehörten der deutsch-jüdischen Generation an, die in der Gedankenwelt Schillers und der deutschen Sprache lebten und die Einbindung der jüdischen Religion in die Lebensweise des Landes propagierten. Moses, der Vater von Max, förderte zahlreiche soziale Projekte und wurde dafür von Kaiser Franz Joseph 1875 in den österreichischen Ritterstand und 1884 in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Seine drei Söhne, Julius, Max und Heinrich, ließ er zu

Hause von deutschen Privatlehrern, dann in Berliner Privatschulen unterrichten. Die offiziellen Prüfungen waren am Staatsgymnasium in Czernowitz abzulegen.

Ab 1890 lebten Moses und Anna Waldberg in Wien in der Bankgasse, wo die Familie zur gesellschaftlichen Elite zählte.

Max von Waldberg hatte nach dem Abitur zunächst, wie seine Brüder, mit dem Studium der Rechtswissenschaften an der deutschen Universität in Czernowitz begonnen, dann aber deutsche Philologie, Geschichte und Philosophie studiert. 1881 wurde er mit „Studien zu Lessings Stil“ promoviert. Drei weitere Studienjahre in Berlin mit anschließender Habilitation 1884 hatten, wie sich in den Jahren des Ersten Weltkriegs zeigen sollte, entscheidenden Einfluss auf seine deutsch-nationale Gesinnung.

1888 war er a.o. Professor in Czernowitz. Enttäuscht von den dortigen beschränkten Arbeitsbedingungen, richtete Waldberg 1889 ein Gesuch an die philosophische Fakultät Heidelberg, ihn als Privatdozenten für Neuere Deutsche Sprache und Literatur zu übernehmen. Da es hierfür noch keinen Spezialisten gab, wurde er in Baden als Privatdozent, dann 1893, als a.o. Professor mit einer jährlichen Vergütung von 1000 Mark angenommen. Seine Position in Heidelberg war indessen enttäuschend instabil, weitere Versuche in Marburg und Bonn scheiterten. Die Diskriminierung der Juden an preußischen Universitäten unterlag einem stillen Grundkonsens. „Damals war es für einen Juden eigentlich nicht möglich ein Ordinariat an ei-

1 Flachs, 2016, S.15. Wir verdanken dieser reichhaltigen Dissertation, dass wir nun über Waldberg genaue Kenntnis haben und an dieser Stelle über ihn berichten können.

ner preußischen Universität zu erhalten.“² Dafür ist Waldbergs berufliche Laufbahn beispielhaft.

Wohl erst nach seines Vaters Tod (1901) entschloss sich Waldberg, zum Protestantismus zu konvertieren. Doch brachte dieser Schritt auch dann keine wesentliche Verbesserung seiner universitären Karriere, als ihm 1908 der Titel „ordentlicher Honorarprofessor“ verliehen wurde. „Die Fakultät hält daran fest, dass zu Honorarprofessoren nur Persönlichkeiten ernannt werden sollen, die der Fakultät ehrenhalber ohne Gehalt eingegliedert werden“ – so ist noch in den Akten der philosophischen Fakultät von 1919-1920 zu lesen.³ Das galt auch für Waldberg.

Max von Waldberg konnte seiner Berufung nachgehen, weil er, von Hause aus vermögend, nicht auf Gehalt angewiesen war und weil seine Ehefrau Violetta Sarah Platshek (so schrieb sie ihren Namen), geb. 1877 in Berlin und aufgewachsen in London, als Tochter einer reichen Bankiersfamilie eine beachtliche Aussteuer und zahlreiche Wertpapiere mit in die Ehe brachte. 1897 war die Hochzeit in Wien gefeiert worden. In Heidelberg bezog das Paar 1903 eine der schönsten Villen Heidelbergs, Mönchhofstraße 12/14, von einem parkähnlichen Garten umgeben. Dort führte Violetta einen „in Einrichtung und Ausstattung höchst repräsentativen Haushalt.“⁴ Waldberg besaß eine erlesene Sammlung von Bildern und vor allem – immer wieder Gesprächsstoff in Universitätskreisen – eine legendäre Bibliothek mit zuletzt 5000 Bänden, darunter Originalausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts, Erstausgaben, Handschriften. Damit lebte er, ein kultivierter Genießer, gewiss von vielen beneidet. Seine besondere Liebe gehörte der Kunst und Kunstgeschichte. Er ver-

kehrte mit dem damals erst berufenen Kunsthistoriker der Universität, Henry Thode und besaß Bilder von Hans Thoma, der von Thode gefördert wurde. Beide Männer waren große Verehrer Richard Wagners und Violetta von Waldberg eine Freundin von Daniela Thode, geb. von Bülow, die ihrerseits Tochter der Cosima Wagner aus erster Ehe war. Ein Portrait von ihr war in Violettas Besitz. Noch 1933 huldigte Max von Waldberg dem Hause Wagner mit der Herausgabe des Briefwechsels von Cosima Wagner und ihrer Tochter.⁵

Dass Waldberg auch ein großer Arbeiter war, das beweist der Themenkreis seiner Studien und der seiner Schüler. Diese konnten jederzeit mit ihren Fragen zu ihm kommen, seine freundliche Hilfsbereitschaft wird oft erwähnt. Über seine wissenschaftliche Pionierrolle können sich Interessenten in Olha Flachs' Monographie genau informieren.⁶ Als Lehrer hatte er nicht die hinreißende Ausstrahlung, die in der Folge Friedrich Gundolf zum Stargermanisten der 20er Jahre machen sollte. Aber er erwies sich als ausgezeichnete Erzieher zur praktischen methodischen Forschung und brachte den Studenten das Handwerk bei, das andere schlicht voraussetzten. Neidlos unterstützte und förderte er Gundolfs Habilitation, und da Gundolf das Privileg zugestanden wurde, weder lehren noch prüfen zu müssen, fiel die Betreuung der Gundolfschüler auch noch Waldberg zu. Wer promovieren wollte, musste zu Waldberg gehen. Unter seinen Doktoranden sind etliche hochrangige Wissenschaftler, aber auch andere, z.B. ein Joseph Goebbels. Das Dissertationsgutachten Waldbergs attestierte ihm „journalistische Begabung“. Die mündliche Prüfung bestand er mit „rite“, gerade noch. Die Arbeit wurde

2 Notker Hammerstein: Antisemitismus und deutsche Universitäten, 1995, zit. bei Flachs, S. 70.

3 Zit. bei Flachs, S. 72.

4 GLA 480, 6837 (1-3), Bl. 4.

5 Cosima Wagners Briefe an ihre Tochter Daniela von Bülow 1866-1885 nebst 5 Briefen Richard Wagners. Hg. von Max Freiherrn von Waldberg, Stuttgart und Berlin 1933.

6 Vgl. Anm. 1.

nie gedruckt, der Dokortitel jedoch viel gebraucht. Der geduldige Doktorvater, „bar jeden Prominenten-Nimbus“⁷, wurde von Dr. Goebbels ab 1933 als Jude nicht mehr erwähnt, geschweige denn in den folgenden Jahren vor Schlimmerem bewahrt.

Die Arbeitsteilung zwischen Waldberg und Gundolf hat dem beiderseitigen Verhältnis nicht geschadet. Als 1924 Waldberg infolge der Inflation mit dem Verlust seiner Wertpapiere in finanzielle Schwierigkeiten kam und „vom allmählichen Verkauf seines Sachbesitzes“⁸ lebte, machte Gundolf mit anderen Professoren eine Eingabe zu seinen Gunsten: Es sei für die Fakultät peinlich, dauernd die Dienste eines Kollegen in Anspruch zu nehmen, der dafür so gut wie gar nicht bezahlt werde. Daraufhin wurden Waldberg „ausnahmsweise“ seine inzwischen gekürzten Bezüge wieder voll bezahlt.

Max von Waldberg hatte sich, wie viele seiner Kollegen jüdischer Herkunft, schon früh durch eine vaterländische, deutsch-nationale Gesinnung ausgezeichnet. Das zeigte sich vor allem bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Als 56-jähriger konnte er nicht mehr eingezogen werden. Als Mitveranstalter der Aktion *Kreuz in Eisen* und des Heidelberger *Buch(s) in Eisen* jedoch ist Waldberg 1915 in die Heidelberger Stadtgeschichte eingegangen. Es handelte sich um ein karitatives Projekt von Stadt und Universität zugunsten des Roten Kreuzes, bei dem die Spender sich namentlich und mit Sprüchen und Devisen in einen von Waldberg gestifteten imposanten Prachtband eintrugen. Ca. 1500 Namen von Heidelbergern und auswärtigen Gästen sind da zu lesen und vermitteln einen tieferen Einblick in die Heidelberger Gesellschaft von damals. Waldberg trug sich ein mit dem Spruch „Die Leiden zu wehren / Das Reich zu ehren!“ und seine Frau schrieb: „In Treue fest!“⁹ Bei der feierlichen Eröff-

nung der einträglichen Aktion am 26. Juni 1915 im Garten der Städtischen Sammlungen (heute Kurpfälzisches Museum) hielt Waldberg die Weiherede, sprach von Opfermut und Durchhalten im „heiligen Krieg“. 1916 wurde Waldberg mit dem Badischen Kriegsverdienstkreuz, 1918 mit dem Preußischen Verdienstkreuz für Kriegshilfe ausgezeichnet. Violetta von Waldberg hat während des Krieges, wie andere Professorengattinnen auch, als Krankenpflegerin in Heidelberger Lazaretten gearbeitet, ihr Mann begleitete Rot-Kreuz-Transporte.

Im Jahr 1926 aber sah sich Waldberg gezwungen, sein Haus gegen eine Leibrente von 7000 Goldmark dem Land Baden zu überlassen. Dafür wurde dem kinderlosen Ehepaar der lebenslange Nießbrauch bis zum Tode des Ehemanns zugestanden. Spätestens zwei Jahre danach sollte die Ehefrau das Haus räumen.

Darüber hinaus versprachen die Eheleute Waldberg, ihre wertvolle Bibliothek nach dem Tod des Besitzers der Universitätsbibliothek Heidelberg zu schenken. Dort befindet sie sich heute als geschlossenes Ganzes im Magazin, die Bände sind auf Wunsch Waldbergs mit Exlibris versehen.

Als am 7. April 1933 mit dem Gesetz zur „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ auch der „nichtarische“ Honorarprofessor von Waldberg in den Ruhestand versetzt wurde, verzichtete er am 12. April auf die bereits angekündigte Vorlesung, „um unliebsames Aufsehen zu vermeiden und der Universität und der Fakultät Schwierigkeiten zu ersparen.“ Immerhin versuchte der damalige Dekan der philosophischen Fakultät im Juli 1933 zweimal mit Schreiben an das Kultusministerium,¹⁰ den Entzug der Lehrbefugnis rückgängig zu machen. Dennoch und trotz weiterer Interventionen von Fakultätskollegen wurde Waldbergs Name aus der Liste der Dozenten gestrichen. Friedrich Panzer versuchte

7 Flachs, S. 124.

8 GLA 235/2632, Bl. 48.

9 Das Buch ist im Stadtarchiv Heidelberg einzusehen.

10 Es war der Klassische Archäologe Arnold von Salis. Hierzu Flachs, S. 95.

sogar im Einverständnis mit dem Rektor Prof. Willy Andreas in einem Brief an Daniela Thode¹¹ und mit Hinweis auf die untadelige nationale Gesinnung Waldbergs einen Weg über das Haus Wahnfried, um ihm die schwere Kränkung zu ersparen. Eben war der von Waldberg herausgegebene Briefwechsel aus dem Hause Wagner erschienen – die Hilfe jedoch blieb aus. Daniela Thode äußerte sich anderweitig voller Mitleid, Winifred Wagner verweigerte sich.¹²

Im September 1933 kam der Bescheid, dass die Eheleute von Waldberg, seit dem 2. Juli 1919 Bürger Badens, aus rassistischen Gründen ausgebürgert werden sollten. Dank dem erneuten persönlichen Einsatz und einem eindrucklichen Schreiben des Rektors Andreas wurde von der Ausbürgerung abgesehen.

Ab 14. November 1935 galt das Ehepaar von Waldberg gemäß den Verordnungen zum Reichsbürgergesetz als „volljüdisch“, mit allen damit verbundenen Konsequenzen. Max von Waldberg ertrug den Zusammenbruch seiner Existenz und seiner ganzen Welt mit Gefasstheit und Noblesse.¹³ Aber seine Forschungsarbeit war ihm sinnlos geworden, und so verbrannte er seine gesamten Vorarbeiten zur Geschichte des Romans und andere Manuskripte. Nach einer Krebsoperation starb er am 6. November 1938. Die Urne mit seiner Asche wurde in aller Stille auf dem Heidelberger Bergfriedhof beigesetzt.

Violetta von Waldberg blieb in ihren letzten Jahren von den üblichen Demütigungen kaum etwas erspart. Da sie für den Winter keine Kohlen mehr bekam, verließ sie sehr bald ihr schönes Haus, nicht ohne zuvor die Übergabe der Bibliothek ihres Mannes an die Universität persönlich und in Würde besorgt zu haben, während die Angestellten der UB der Jüdin despektier-

lich begegneten. Ab März 1939 bezog sie Wohnung in der nahe gelegenen Moltkestraße 12 bei Helene Brandner. Bei ihr und ihrem Mann, dem pensionierten Oberregierungsrat Josef Brandner, wohnte schon seit 1934 Camilla Jellinek in Brandners Haus Nr. 10, nebenan. 1939 zog, von Berlin kommend, auch die jüngere Schwester Violetta von Waldbergs dort ein, Alice Dorothea Gräfin von Sparr, geb. Platschek (1881–1942). Die beiden Schwestern mögen, so hofft man, im Zusammensein einen gewissen Trost gefunden haben. Gräfin Sparr zog weiter nach München und nahm sich dort am 15. Februar 1942 das Leben. Sie hatte ihre Schwester als Erbin eingesetzt, ihr Nachlass verfiel als jüdisches Vermögen dem Staat. Violetta selbst hatte schon im Juli 1934 Anna Maria Harvey, geb. von Waldberg als ihre Alleinerbin eingesetzt. Sie war die 1893 in Wien geborene, nun in London lebende einzige Tochter des früh verstorbenen älteren Bruders von Max von Waldberg und pflegte zu Max und Violetta eine herzliche Beziehung. Ihr älterer Bruder Alexander wurde zusammen mit seinem 82-jährigen Onkel Heinrich im Oktober 1942 aus Wien nach Theresienstadt deportiert, wo er wenige Tage später starb. Alexander wurde 1944 in Auschwitz ermordet.

Über Violetta von Waldberg ist nur noch sehr wenig zu ermitteln. Es gibt auch kein Bild mehr von ihr. Sie war von Hause aus gewiss mit einer guten Schulbildung versehen, verstand sich auf die Leitung eines anspruchsvollen Haushalts¹⁴ und muss im damals noch überschaubaren Heidelberg einen Kreis von Freundinnen und Helferinnen gehabt haben, die sie auch jetzt nicht im Stich ließen. Dazu gehörte das Ehepaar Brandner, aber auch die Ärztin

11 Sie lebte seit ihrer Trennung von Thode wieder in Bayreuth.

12 Einzelheiten hierzu bei Flachs, S. 94 ff.

13 So berichtet es Richard Alewyn, zit. Bei Flachs, S. 99.

14 Die von 1913–1917 im Hause Waldberg tätig gewesene Marta Wussler bezeugte in einem Brief vom 26.9.1948 an Helene Brandner: "Da Frau von Waldberg eine gute Hausfrau war, wurde alles im Hause aufs Beste gepflegt." GLA 480, 6837, Bl. 45.

Marie Clauss, in deren Erinnerungen sie erwähnt ist und in deren Nachlass sich ein Geschenk von ihr fand.¹⁵ Dass es dem tapferen Einsatz von Helene Brandner im Oktober 1940 noch gelungen war, die Deportation von Frau von Waldberg nach Gurs zu verhindern,¹⁶ mag auch der Mitarbeit von Marie Clauss zu verdanken sein. Hilfreiche Ärzte versuchten in diesen Tagen mit Medikamenten und Attesten das Menschenmögliche. Am 29. März 1942 aber erreichte Viola von Waldberg das Schreiben „Betr. Abwanderung“: ... eröffnen wir Ihnen, dass Sie zur Teilnahme an einem nach Ostern 1942 von Karlsruhe abgehenden Abwanderungstransport bestimmt sind. Ihr Vermögen ist mit Wirkung vom 1.3.1942 beschlagnahmt.¹⁷ Alle ihre Wertsachen, den kostbaren Schmuck, hatte sie schon abgegeben. Davon zeugen lange Listen in den Akten.

Noch einmal versucht Helene Brandner das Letztmögliche über Winifred Wagner¹⁸ und erhält eine klare Antwort: Man bedauere, nicht helfen zu können. Der Führer wünsche bis Ende 1942 das Altreich von Juden frei.¹⁹

Violetta von Waldberg hatte gerade erfahren, dass ihre Schwester in München „gestorben“ sei. Nun beseitigte sie, was noch vom Nachlass ihres Mannes geblieben war, verbrannte alle Papiere und Bilder und nahm sich am 10. April 1942 das Leben.²⁰

Das sogenannte „Wiedergutmachungsverfahren“, in dem nach dem Krieg das Ehepaar Brandner sich akribisch und jahrelang für die Erbin Anna Maria Harvey einsetzte, bewirkte schließlich 1952 eine Restitution von 5336,39 DM.



Grabstätte der Eheleute von Waldberg auf dem Bergfriedhof (Foto: privat)

Literatur

- Olha Flachs: Max Freiherr von Waldberg (1858–1938). Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik. Heidelberg 2016.
- Renate Marzloff: Die Enkelin des Philosophen. Zur Familien- und Lebensgeschichte der Heidelberger Ärztin Marie Clauss (1882–1963), in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2010, Heidelberg 2009.
- Gerhard Sauder: Positivismus und Empfindsamkeit. Erinnerung an Max von Waldberg (mit Exkursen über Fontane, Hofmannsthal und Goebbels), in: Euphorion 65 (1971).

15 Hierzu: Marzloff, HJG 2009, S. 67.

16 So berichtet bei Sauder, S. 383.

17 GLA 480, 6837, Bl. 25.

18 Daniela Thode war bereits 1940 in Bayreuth gestorben.

19 Hierzu Sauder, S. 383.

20 In diesen letzten Momenten war noch einmal Marie Clauss mit der notwendigen Menge Valium hilfreich.



Schuljahr: 1897/98		Klasse: Weillene Hörschläuse	
Zeugnis		Sommerhalbjahr 1907	Winterhalbjahr 1907/08
Sprechen	früher gut	früher gut	früher gut
Hörabföhlen	früher gut	früher gut	früher gut
Schreiben	früher gut	früher gut	früher gut
Sprechunterricht	früher gut	früher gut	früher gut
Schriftliche Arbeiten	früher gut	früher gut	früher gut
Rechnen	früher gut	früher gut	früher gut
Formenlehre	früher gut	früher gut	früher gut
Geographie	früher gut	früher gut	früher gut
Geschichte	früher gut	früher gut	früher gut
Naturgeschichte	früher gut	früher gut	früher gut
Schönschreiben	früher gut	früher gut	früher gut
Zeichnen	früher gut	früher gut	früher gut
Turnen	früher gut	früher gut	früher gut
Handfertigkeitsunterricht	früher gut	früher gut	früher gut
Handballspielsunterricht	früher gut	früher gut	früher gut
Geleimienfungen	früher gut	früher gut	früher gut
Schulbuch	früher gut	früher gut	früher gut
Hausarbeit	früher gut	früher gut	früher gut
Vortrag	früher gut	früher gut	früher gut
Bemerkungen:	Sehr gut	Sehr gut	Sehr gut
Die		Die	
Kenntnisnahme befehtigen:		Kenntnisnahme befehtigen:	

Staatl. Gehörlosen- und Taubstummenanstalt in Zeilberg

16. September 1907.

Unfruchtbarmachung des
Willi Hartlieb,
geb. am 7.4.15 in Heidelberg.

ROEF.
Reg. XIII 61/257

Auf Anforderung vom 9. Sept. 07 geben wir in der Anlage die Akten des Obgenannten (R.v.).

Willi Hartlieb ist Psychopath. Seine geistige Abwegigkeit tritt am Uebelsten in seinem moralischen Schwachsinn in Erscheinung. Da auch seine Mutter milderwertig ist, darf erbliche Belastung angenommen werden.

Seine Unfruchtbarmachung ist deshalb zu empfehlen, auch wenn die Ursache des Rüchadens nicht nachzuweisen ist.

Singer

Oben: Die ehemals großherzoglich-badische Taubstummenanstalt, heute Gehörlosenschule in der Quindkestraße, Rückseite (Foto: Kulturdenkmal in Baden-Württemberg, Stadtkreis Heidelberg, Bd. II.5.2); Mitte: Schulzeugnis von Willi Hartlieb; Unten: Die Empfehlung Direktor Singers zur Unfruchtbarmachung von Willi Hartlieb. (Quelle beider Dokumente: Generalandesarchiv Karlsruhe, 485-2 Nr. 3751)

Willi Hartlieb

geb. 7.4.1915 in Heidelberg, 1943 eingewiesen Heilanstalt Wiesloch, verlegt 5.6.1944 nach Hadamar, dort am 5.6.1944 ermordet

Willi Hartlieb wurde am 7. April 1915 als Kind des Schuhmachers Gauch und seiner Frau Maria in Heidelberg geboren. Nach einer zuerst unauffälligen Entwicklung verlor er, ausgelöst durch eine Gehirnhautentzündung, sein Gehör fast vollständig. Die Verstärkung gestaltete sich zuerst schwierig, entwickelte sich jedoch zunehmend besser.

Von 1922 bis 1930 besuchte Willi Hartlieb die Hilfsklasse der Gehörlosenschule in Heidelberg-Neuenheim. Dort lernte er unter anderem das „Mundablesen“ und „Sprechen“. Er wurde durchgehend als fleißiger Schüler beschrieben.

Die Kindheit verbrachte Willi Hartlieb in der Taubstummenanstalt in Heidelberg, die 1914 in der Quinckestraße errichtet worden war. Seine Mutter besuchte ihn dort und informierte sich über seine Angelegenheiten. Lediglich einmal verbrachte er die Ferien Zuhause bei seiner Mutter in Handschuhshaus. Dass er sich in der Einrichtung nicht wohl fühlte, wird in einem kurzen Text deutlich, in dem er Wünsche für ein Weihnachtsfest formulierte.

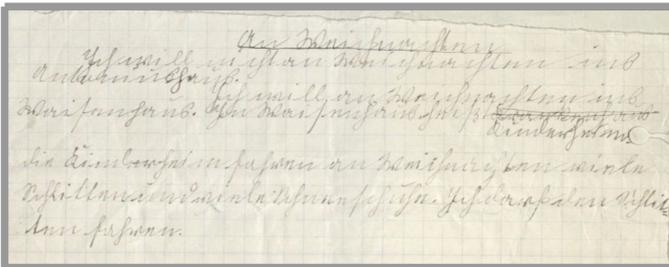
„Ich will nicht an Weihnachten ins Antoniushaus. Ich will an Weihnachten ins Waisenhaus. Im Waisenhaus heißt Kinderheim. Die Kinderheim fahren an Weihnachten vie-

le Schlitten und viele Schneeschuhe. Ich darf den Schlitten fahren.“¹

Nach seinem Schulabgang im April 1930 wurde Willi Hartlieb im Taubstummenheim Bruggalden in Neckargemünd untergebracht. Das Taubstummenheim gehörte seit 1927 dem Verein für badische Taubstumme in Heidelberg und fungierte als Berufsschule für Hörgeschädigte. Willi Hartlieb wurde der Lehrwerkstatt der Gärtnerei zugeteilt. Die Zeit in Neckargemünd verlief nicht ohne Schwierigkeiten. Als das Taubstummenheim aus wirtschaftlichen Gründen Ende 1930 schloss, wurde Willi Hartlieb zur Beobachtung für eine kurze Zeit in die Psychiatrische Klinik nach Heidelberg gebracht. Von dort wurde er nach Herten bei Lörrach in die St. Josefsanstalt verlegt, eine Einrichtung vom katholischen Kirchen- und Baufond St. Josef, die neben Wohnungen, Kinderkrippe, Mädchenheim, Nähschule und Kinderschule auch eine Krankenpflegestation für „Haus-Kranke“ und Wochenpflege bereitstellte, welche Willi Hartlieb höchstwahrscheinlich besuchte. In Herten wurde Willi Hartlieb als ruhig und verträglich beschrieben. Seine Bindung an Heidelberg zeigte sich zum einen darin, dass er äußerte, seiner Mutter Geld geben zu wollen, wenn er welches hätte. Zum anderen schrieb er Weihnachtsgrüße an seinen ehemaligen Direktor Singer aus Heidelberg.

Die St. Josefsanstalt in Herten meldete Willi Hartlieb

Die St. Josefsanstalt in Herten meldete Willi Hartlieb



1 GLA 485, 2 Nr. 3751.

dem Amtsgericht Lörrach, das einen Antrag auf Unfruchtbarmachung aufgrund von „angeb. Schwachsinn mit Taubstummheit“ stellte.² Der ehemalige Direktor Singer aus Heidelberg unterstützte den Antrag mit einem Schreiben vom 16. September 1937 worin es heißt:

Willi Hartlieb ist Psychopath. Seine geistige Abwegigkeit tritt am übelsten in seinem moralischen Schwachsinn in Erscheinung. Da auch seine Mutter minderwertig ist, darf erbliche Belastung angenommen werden.³

Im September 1937 wurde eine Vormundschaft für Willi Hartlieb beantragt. Dies wurde wahrscheinlich durch das Amtsgericht in Lörrach veranlasst. Willi Hartlieb war zu diesem Zeitpunkt 22 Jahre alt und somit unter den damaligen Umständen volljährig.

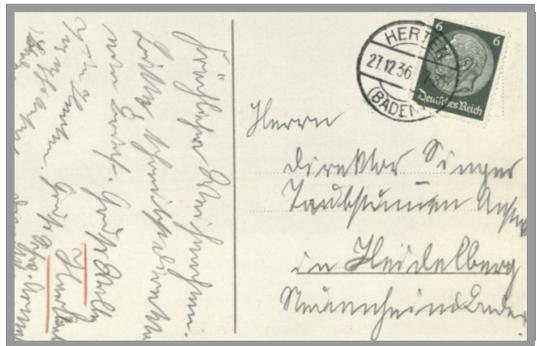
Am 11. Oktober 1937 wurde in einem Verfahren in Lörrach die Sterilisation angeordnet. Die als Vormund eingetragene Pflegerin unterzeichnete den Antrag und am 6. November 1937 auch das Formular, in dem Willi Hartlieb bestätigte, auf sämtliche Rechtsmittel gegen den Bericht des Erbgesundheitsamtes und seinen Beschluss auf Unfruchtbarmachung zu verzichten.

Willi Hartlieb wurde am 7. Dezember 1937 in Lörrach innerhalb eines 11-tägigen Krankenhausaufenthaltes unfruchtbar gemacht. Damit teilte er Schicksal seiner beiden Geschwister und später auch seiner Mutter.

Nach seinem Aufenthalt in Herten zog Willi Hartlieb zurück nach Heidelberg. Er lebte wahrscheinlich alleine und betätigte sich als Gelegenheitsarbeiter. Im Sommer 1943 wurde Willi Hartlieb in die Psychiatrische Klinik in Heidelberg eingewiesen und von da aus am 19. Oktober 1943 in die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch verlegt. Schon nach einem halben Jahr, am 5. Juni 1944 stand die nächste und letzte Verlegung in die Heil- und Pflegeanstalt Hadamar an.

Auf Anfrage des Wohlfahrts- und Jugendamts Heidelberg vom 23. März 1946 wurde diesem aus Hadamar mitgeteilt, dass Will Hartlieb „am 29.1.1945 an Furunkulose und Blutvergiftung in der hiesigen Anstalt verstorben“ sei.⁴

Allerdings ist davon auszugehen, dass er Opfer der sogenannten „Wilden Euthanasie“ wurde. 1949 erwog seine Mutter einen Antrag auf Wiedergutmachung zu stellen. Aufgrund einer abschlägigen Vorprüfung, da ihr Sohn ja „eines natürlichen Todes gestorben“ sei, sah sie dann davon ab.



Weihnachtsgruß von Willi Hartlieb an Klinikdirektor Singer (Generallandesarchiv Karlsruhe 480, Nr 5245)

2 GLA Nr. S64-360.

3 GLA 485, 2 Nr. 3751.

4 GLA 480 Nr. 5245.

Irene Schäfer

geb. 24.1.1937 in Heidelberg, am 13.3.1939 in die Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache in Mosbach verlegt, am 17.9.1940 in Grafeneck ermordet, „Aktion T4“

Irene Schäfer wurde am 24. Januar 1937 im Eleonorenhaus in Heidelberg-Handschuhsheim geboren, einem evangelischen Mütter- und Säuglingsheim. Ihre Mutter Gertrud war alleinstehend.

Später kam Irene ins St. Antoniusheim in Karlsruhe, ein Zufluchtshaus für Kinder. Es gibt ein ärztliches Schreiben vom 16. März 1939, worin berichtet wird, dass sie geistig behindert sei. Dies sei erst im Alter von zwei Jahren erkannt worden, weil Irene nicht sprach und meist nur teilnahmslos in einer Ecke saß. Sie bedurfte laut ärztlichem Zeugnis einer „ständigen Kontrolle und Pflege einer geschlossenen Anstalt“.

Aus diesem Grund wurde sie am 13. März 1939 in die Erziehungs- und Pflegeanstalt für Geistesschwache in Mosbach aufgenommen. Körperlich war sie altersentsprechend entwickelt, aber sie verweigerte oft die Nahrungsaufnahme. Sprachlich konnte sie nur Laute ausstoßen, manchmal sagte sie auch das Wort „Mama“, ohne damit eine Bedeutung zu verbinden.

Schwerbehinderte Kinder wie Irene waren in der Anstalt Mosbach im sogenannten „Krankenhaus“ untergebracht, das von einer Diakonisse geleitet wurde.

Am 17. September 1940 wurden neunzig Bewohnerinnen und Bewohner der Anstalt Mosbach in drei Bussen abtransportiert. Es gehörten die meisten Bewohner des „Krankenhauses“ dazu, darunter auch Irene Schäfer. Die Busse verbrachten die Menschen in die Vernichtungsanstalt Grafeneck auf der Schwäbischen Alb, wo sie am gleichen Tag ermordet wurden. Irene Schäfer war die jüngste unter ihnen. Sie ist nur dreieinhalb Jahre alt geworden.

Die Todesnachricht an die Mutter enthielt aus Täuschungsgründen ein falsches Datum und eine frei erfundene Krankheit als Todesursache. Gertrud Schäfer hat dies nicht durchschaut und schrieb am 11. Oktober 1940 aus Heidelberg nach Mosbach:

„Möchte Ihnen auch gleich mitteilen, daß ich gestern Antwort über Irene erfahren habe: Sie ist am 7.10.40 in Grafeneck an Ruhr gestorben. Es geht ihr jetzt vielleicht besser als vorher. So Kinder sind doch immer ganz elende Geschöpfe auf der Welt und sind so ganz unschuldig.“

Heidelberg, den 11.10.40⁴⁰

An die Verwaltung!

Ihre Jungfrau dankt für den Jahresbericht, den Sie mir geschickt haben. Möchte Ihnen auf gleich mitteilen, daß ich gestern Antwort über Irene erfahren habe. Sie ist am 7.10.40 in Grafeneck an Ruhr gestorben. Es geht ihr jetzt vielleicht besser als vorher. So Kinder sind doch immer ganz elende Geschöpfe auf der Welt und sind so ganz unschuldig.

Ausschnitt aus dem Brief der Mutter an die Erziehungs- und Pflegeanstalt Mosbach (Quelle: privat)

Barbara Gärtner

geb. 22.2.1916 in Heidelberg, eingewiesen 1939 Heilanstalt Wiesloch, verlegt 6.6.1944 nach Hadamar, dort am 6.6.1944 ermordet

Barbara Gärtner wurde am 22. Februar 1916 als Kind von Adam und Susanna Gärtner in Heidelberg (Handschuhsheim) geboren. Barbara Gärtner hatte zwei ältere Schwestern, Rosa und Anna sowie zwei ältere Brüder, Anton und Johann.

Die kriegsbedingte Nahrungsmittelknappheit machte der kinderreichen Familie sehr zu schaffen. Ihre gesamte Kindheit und Jugend über lebte Barbara Gärtner in Handschuhsheim und besuchte dort die Volksschule. Insbesondere zeichnete sich bei ihr in der Schule ein Interesse für historische und geografische Themenbereiche ab. Insgesamt war sie eine sehr gute Schülerin, wie man einem Zeugnis aus der sechsten Klasse entnehmen kann.

Nach dem Ende ihrer Schulzeit half sie im Haushalt ihrer Mutter und lernte Nähen in einer Nähsschule. Sie arbeitete in mehreren Haushalten zur Unterstützung als Haushaltsangestellte und zur Kinderbetreuung. Ihre Arbeit wurde als „selbstständig, pünktlich und sauber beschrieben“.¹

Barbara Gärtner war befreundet mit Lothar E., einem Reichswehrgesoldaten. Das Paar wollte heiraten. Dieser Plan scheiterte jedoch, da Lothar nach Würzburg einberufen wurde und sie dadurch getrennt wurden.

Später erkrankten die Eltern von Barbara. Der Vater starb, die Mutter musste von ihren Kindern unterstützt werden. In dieser Zeit bemerkten Mutter und Schwester eine Veränderung an Barbara Gärtner, die sich rasch verschlimmerte, weshalb sie im August 1938 in das Bethanienkrankenhaus eingewiesen wurde. Nach einer an-

fänglich guten Phase im Krankenhaus – laut Krankenakte war sie „willig, fleissig und unauffällig bei Küchen- Näh- und Putzarbeiten“ –, verschlechterte sich die Situation abermals, so dass sie in die Psychiatrisch-Neurologische Klinik in Heidelberg überwiesen wurde. Die Direktion der Klinik stellte einen „Antrag auf Unfruchtbarmachung“, dem das „Erbgesundheitsgericht“ folgte: in einer nichtöffentlichen Sitzung im Oktober 1938 wurde die Unfruchtbarmachung von Barbara Gärtner angeordnet.²

Gegen diesen Beschluss legte sowohl einer der älteren Brüder, Johann, als auch Barbara Gärtner selbst Einspruch ein. Der Bruder legt dar:

„Ich sehe [...] die derzeitige Erkrankung meiner Schwester nur als Ausdruck von Schicksalsschlägen an, denen sie infolge ihrer vielleicht zu zarten Konstitution nicht gewachsen war. [...] Weiter ist zu berücksichtigen, dass meine Schwester während des Krieges am 22.2.1916 geboren wurde – also in einer Zeit, als es in der Heimat schon so sehr für eine Mutter als auch erst recht für das Kind unbedingt notwendigen Nahrungsmittel fehlte, und, wie bekannt, die Bevölkerung an allgemeiner Unterernährung litt. Dass unter diesen Umständen das Wachstum und die weitere Entwicklung auch in den späteren Jahren auf meine Schwester nicht ohne Einfluss blieb, beweist ihre grosse Blutarmut, unter der sie viel zu leiden hatte.“³

Barbara Gärtner nennt viele Gründe, die zu ihrer Erkrankung geführt hätten. Sie sei „jetzt aber gesundheitlich wieder auf der Höhe“. Ihr Einspruch und der des Bruders wurden vom „Erbgesundheitsgericht“ „zurück-

1 GLA 446; Nr. 1064.

2 GLA 446; Nr. S64276.

3 GLA 446; Nr. S64276.

gewiesen"; im Dezember 1938 wurde Barbara Gärtner sterilisiert.

1939 wurde Barbara Gärtner in die Heil- und Pflegeanstalt in Wiesloch überwiesen. Im Dezember 1942 musste sie aus „Platzgründen“, wie es in dem Schreiben an das Gesundheitsamt hieß, in die Heil- und Pflegeanstalt Eichberg wechseln. Der Platz in Wiesloch wurde für die Forschungsabteilung von Dr. Carl Schneider benötigt. Im März 1943 kam sie wieder nach Wiesloch zurück, da man in Eichberg ab Ende 1943 ein Lazarett für die Waffen-SS einrichtete.

Im Juni 1944 gingen zwei Transporte nach Hadamar. Mit einem dieser Transporte wurde Barbara Gärtner von der Heil- und Pflegeanstalt in Wiesloch nach Hadamar verlegt. In Hadamar wurde sie vermutlich durch gezielte Unterversorgung oder Medikamentenüberdosierung umgebracht.

Heidelberg, den 4. XI. 38

Verbandsgesundheitsgericht & Amtsgericht Heidelberg.

Ihr Schreiben vom 24. X. habe ich erhalten und möchte Ihnen mitteilen, dass ich mit der Unfruchtbar-
machung nicht einverstanden bin. Da meine Krankheit durch zu frühes Aufstehen einer Grippe und durch den Todesfall meines Vaters zurückzuführen ist, jetzt aber gesundheitlich wieder auf der Höhe bin, möchte ich Sie bitten, von einer Operation abzusehen. In der Hoffnung keine Fehlbitte gemacht zu haben, grüßt mit deutschem Gruß,

B. Gärtner.

**Amtsgericht
Heidelberg**
- 5. NOV. 1938

Brief Barbara Gärtners an das Amtsgericht Heidelberg (Quelle: Generallandesarchiv 446, Nr. S64276)

Zeugnis *Zeugnis*

für

Märchen, Barbara, geboren am 27. Februar 1916

geb. 26 1916 in Heidelberg, Kath. Konfession, Schülerin der ersten Klasse.

Betragen	gut	
Fließ und Aufschriftsart	gut	
Religion	gute	Erdbunde (Reimartikale) <i>ganz gut</i>
Deutsche Sprache (Befamnote)	gut	Gefichte <i>ganz gut</i>
Vor- und Sprachlehre	gut	Naturgeschichte <i>ganz gut</i>
Rechen	gut	Rechenlehre <i>ganz gut</i>
Schönschreiben	gut	Befang <i>gut</i>
Schönschreiben	gut	Zeichnen <i>ganz gut</i>
Rechen und Geometrie	gut	Turnen <i>gut</i>
		Hausarbeiten <i>gut</i>

Besondere Bemerkungen: *gute Schülerin*

Heidelberg, den 16. Oktober 1916

Der Klassenlehrer: *H. Reitz*
Das Stadtschulamt: *Müller*



Schulzeugnis von Barbara Gärtner von 1916 (Quelle: Generallandesarchiv 446, Nr. 1064)



In diesem Gebäude befand sich zwischen Dez. 1940 und Aug. 1941 die sog. Kinderfachabteilung in Wiesloch. (Aus: Frank Janzowski: Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch, 2015, S. 230)



Der Anstaltsfriedhof in Wiesloch. Die sieben Kindergräber befanden sich im hinteren Teil des Friedhofs an der Hecke, sie wurden noch zu Kriegszeiten eingeebnet. (Aus: Frank Janzowski: Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch, 2015, S. 236)

Ursula Haug

geb. 14.11.1937 in Neisse, Oberschlesien, am 8.8.1940 in die Heilanstalt Wiesloch eingewiesen, am 5.8.1941 in Wiesloch ermordet

Ursula Haug¹ wurde am 14. November 1937 als erstes Kind von Anna und Karl Haug in Neisse geboren. Ihre Eltern stammten beide aus Heidelberg – der Wohnort in Oberschlesien hatte wohl berufliche Gründe: Karl Haug war damals Schaffner bei der Reichsbahn.

Ursula kam als Zangengeburt zur Welt; wahrscheinlich war der Sauerstoffmangel bei der Geburt ein Grund für die epilepsie-ähnlichen Anfälle, die schon vier Monate später auftraten und oft mehrere Tage lang dauerten.

Im August 1938 zog die Familie zurück nach Süddeutschland: zunächst in die Nähe von Konstanz, wo Ursulas Schwester geboren wurde, dann nach Mingolsheim. Von hier brachten die Eltern die noch nicht Zweijährige in die Heidelberger Universitätskinderklinik, dort wurde sie vom 9. bis zum 16. Oktober 1939 stationär behandelt und folgende Diagnose gestellt:

„daß man es mit einem durch organische Anfälle komplizierten Schwachsinn zu tun habe. Das Kind bedeute eine Gefahr für seine jüngere Schwester und müsse daher asyliert werden.“

Im Herbst 1940 zog die Familie Haug nach Heidelberg in die Krahnengasse 6, der Vater diene inzwischen als Feldwebel bei der Wehrmacht. Anna Haug beantragte bei der Polizeibehörde die Aufnahme ihrer kleinen Tochter Ursula in die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch. Um die Kosten der Unterbringung, die die Familie Haug nicht zahlen konnte, entspann sich eine minuziöse Korrespondenz zwischen dem Kreiswohlfahrts-

amt Bruchsal und der Polizeibehörde Heidelberg – das Wohl des kleinen Mädchens findet darin keine Erwähnung. Am 8. August 1940 wurde Ursula Haug von ihrem Vater in die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch eingeliefert:

„Die bisherige Beobachtung, hat sicher gestellt, dass das Kind schwachsinnig ist. Äusere Ursachen für diesen Schwachsinn sind nicht wahrscheinlich zu machen“,

heißt es im Aufnahmeprotokoll.

Die Heil- und Pflegeanstalt in Wiesloch war seit ihrer Gründung im Jahr 1905 eine Einrichtung für Erwachsene, die nur in Ausnahmefällen Minderjährige aufnahm. Das änderte sich im August 1939 als der „Reichsausschuss“ mit Meldebogen und Meldepflicht für Hebammen, Geburtshelfer und Ärzte die Kinder-„Euthanasie“ vorbereitete.

Damals wurde als eine der ersten die „Kinderfachabteilung“ in Wiesloch eingerichtet. Die Bezeichnung „Kinderfachabteilung“ stellt ebenso wie die des „Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung erb- und anlagebedingter schwerer Leiden“ eine Tarnung dar, mit der Eltern, Ärzten und Verwaltungen gegenüber vorgetäuscht werden sollte, dass der nationalsozialistische Staat aufwändige Institutionen unterhalte, die sich mit der Versorgung und Therapie behinderter Kinder befassen“, tatsächlich wurden „die Kinder eingewiesen, um dort zu sterben“.²

Ursula Haug war das zweite Kind, das in die „Kinderfachabteilung“ eingeliefert

1 Die Angaben zu Ursula Haug sind aus der Akte im GLA 463 Zug. 1983-20 Nr. 2286.

2 Frank Janzowski: Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch, Ub-stadt Weiher 2015, S. 223–239.

wurde. Der Einweisungsbeschluss, unterzeichnet von der Oberin Richter, vermerkt die Unterbringungskosten – pro Tag zwei Reichsmark – mit der Bitte an das Kreiswohlfahrtsamt, die Kostenübernahme zu bestätigen. Außerdem enthält der Bogen eine handschriftliche Notiz für die Eltern, die gebeten werden, einige Kleidungsstücke und den Religionsnachweis nachzuliefern.

Zwei Tage nach der Einlieferung füllte der zuständige Anstaltsarzt Dr. Overhamm den medizinischen Fragebogen aus. Trotz der kurzen Frist stellte er fest, dass das Kind „schwachsinnig“ sei. Äußere Ursachen für diesen „Schwachsinn“ konnte er nicht feststellen, weswegen er zur Diagnose „von Hause aus schwachsinnig“ kam. Das Kind habe „organische Anfälle“ und sei für sich und Andere gefährlich. Ferner sei es hinsichtlich Schutz, Verpflegung oder ärztlichen Beistands gefährdet und benötige eine psychiatrische Behandlung. Die Frage, ob Ursula heilbar sei, verneinte er, allerdings sei sie „vielleicht bedingt erziehungsfähig“. Eine Begründung für seine Diagnose, z.B. eine Verhaltensbeschreibung oder einen Hinweis auf seine diagnostischen Methoden, findet sich in den Unterlagen nicht, vielmehr begründete Overhamm die Einweisung der noch nicht dreijährigen Ursula mit ihrer „allgemeinen Lästigkeit“.

Ausser Ursula Haug befanden sich noch dreizehn weitere Kleinkinder in der „Kinderfachabteilung“, zwölf waren zugleich sogenannte „Reichsausschusskinder“.

Auch Ursula wurde am 30. Mai 1941 nach Berlin gemeldet, diese Meldung kam

einem Todesurteil gleich. Ermordet wurden die Kinder durch Medikamentierung mit Luminal oder einer Injektion. Viermal reiste der „Konsiliarische Tötungsarzt“ Dr. Fritz Kühnke aus München, wo er in der Heilanstalt Eglfing-Haar schon Erfahrung gesammelt hatte, zum Morden nach Wiesloch.

Ursula Haug starb am 5. August 1941, fast genau ein Jahr nach ihrer Einweisung in die „Kinderfachabteilung“ der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch. Als Todeszeitpunkt wurde 18.30 Uhr in die Akten eingetragen, als Todesursache „Status epilepticus“. Sie wurde zwei Tage später auf dem Anstaltsfriedhof beerdigt, ihr Grabkreuz trug die Nummer 1236.

Die Heil- und Pflegeanstalt stellte die Kosten für die Beerdigung in Höhe von 66,50 Reichsmark dem „Reichsausschuss“ in Berlin in Rechnung. Wahrscheinlich hat dieser die Rechnung nie bezahlt – Ende August 1941 wurde die Wieslocher „Kinderfachabteilung“ aus Kostengründen geschlossen.

Dr. Gregor Overhamm wurde nach dem Krieg Anstaltsdirektor der Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen.

Dr. Fritz Kühnke arbeitete nach 1945 als Kinderarzt und Kindertherapeut in Hamburg. 1969 wurde ein Strafverfahren gegen ihn eingestellt mit der Begründung:

„Kühnke habe nicht aus rassehygienischen Motiven sondern aus Mitleid mit den Behinderten gehandelt, die Kinder seien vollkommen schmerzlos in den Tod geschlafen.“³

3 Ernst Klee: Personenlexikon zum Dritten Reich, Frankfurt 2003, S.348.

Jakob Leonhard

geb. 20.7.1866 in Waldhilsbach, im März 1943 Heilanstalt Wiesloch, verlegt
5.6.1944 nach Hadamar, dort am 6.6.1944 ermordet

Jakob Leonhard wurde am 20. Juli 1866 in Waldhilsbach als Sohn des Ehepaars Jakob Leonhard und Luise L. geboren, welche als Landwirte tätig waren. Er hatte einen älteren Bruder, Georg und drei jüngere Geschwister, Margarete, Johann und Heinrich Leonhard.

In seinem Geburtsort besuchte Jakob Leonhard die Volksschule. Nach der Volksschule verließ er Waldhilsbach und begann in Rohrbach eine Lehre als Bäcker. Allerdings musste er die Lehre schon nach einneinhalb Jahren beenden, da sein Vater Unterstützung benötigte.

Mit 27 Jahren heiratete Jakob Leonhard Maria. Das Ehepaar lebte zunächst für zwei Jahre in Waldhilsbach und zog dann gemeinsam nach Heidelberg. Die Ehe blieb kinderlos. Nach einem Aufenthalt in der der Heil- und Pflgeanstalt in Wiesloch von April bis Mai 1921 trennten sich die beiden.

Als Rentner wohnte Jakob Leonhard nun in einem kleinen Zimmer in Heidelberg. Die Miete von Jakob Leonhard wurde durch das Amt übernommen, allerdings führte er ein sehr bescheidenes Leben:

„Ich führe ein armseliges Leben und muss für alles selbst sorgen. Ich war heute schon 2 Mal im Geschäft, um Kartoffeln zu holen und habe keine bekommen. Ich weiss nicht was ich essen soll. Ich bekomme heute mit über 77 Jahren täglich nur 1/4l Magermilch. Brot kann ich fast nicht essen, weil ich keine Zähne mehr habe“.¹

Jakob Leonhard war meinungsstark und reflektiert und äußerte sich wiederholt kritisch über staatliche Vorgänge und politische Gegebenheiten, weshalb er von der „Geheimen Staatspolizei“ (Gestapo) beob-

achtet wurde. Aufgrund abfälliger Bemerkungen zum Regime und insbesondere zu Hitler wurde er zunächst schriftlich verwarnet. Nach einem weiteren Kommentar zu Hitler, indem er ihn als großen Schwindler bezeichnete, wurde er für zehn Tage in Schutzhaft genommen.

Im Jahr 1943 wurde er in einer Vernehmung von einer Nachbarin abermals beschuldigt, abfällige Aussagen über die Regierung, in diesem Fall Goebbels, gemacht zu haben. Er soll nach dem Besuch Goebbels, der am 9. Juli 1943 anlässlich des Reichsstudententags in Heidelberg sprach, über ihn gesagt haben:

„Ich will ihn [Goebbels] garnicht sehen. Der Schnallentreiber, hätte er doch seine Schnalle gleich mitgebracht.“ und „Das ist Wahrheit“.²

Am 10. September 1943 wurde Jakob Leonhard verhört. Zur „Anschuldigung“ äußerte er sich, folgendermaßen:

„Wenn ich gefragt werde, wie ich dazu komme, derartige Äusserungen zu machen, so muss ich angeben, dass es in der heutigen Zeit kein Wunder ist, wenn man mit den Gedanken auf Abwege gerät.“³

Aufgrund dieses Vorfalles wurde ein Haftbefehl erlassen wegen des dringenden Verdachts

„gehässige, hetzerische und von niedriger Gesinnung zeugende, böswillige Äusserungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP gemacht“ zu haben, „die geeignet waren, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben ...“⁴

2 GLA 507 Nr. 5232-5233.

3 Ebd.

4 Ebd.

1 GLA 507 Nr. 5232-5233.

Anschließend an seine Vernehmung wurde er vorläufig festgenommen und in die Unterbringungshaftanstalt in Wiesloch eingeliefert. Die Haft betrug acht Monate. Bei der Entlassung wurde ihm allerdings in einem amtsärztlichen Gutachten Schwachsinn attestiert und eine dauerhafte Unterbringung in der Heil- und Pflegeanstalt als notwendig erachtet. Jakob Leonhard habe sich, so das Gutachten, durch die mit einer Schizophrenie einhergehenden Symptome staatsfeindlich geäußert. Aufgrund seiner „Geisteskrankheit“ sei es ihm nicht möglich, sich zurückzuhalten und somit stelle er eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit dar und müsse in einer geschlossenen Heil- oder Pflegeanstalt untergebracht werden.

Jakob Leonhard selbst erklärte zu seiner Zeit in der Heil- und Pflegeanstalt:

„Ich bin nicht als Patient dort gewesen, sondern als Arbeiter. Ich habe die ganze Anstalt mit dem elektrischen Licht versehen.“⁵

Er selbst scheint sich also nicht als „Patient“ wahrgenommen zu haben und erklärt, dass er „im früheren Leben immer gesund gewesen“ sei und noch nie eine geistige Einschränkung gehabt habe.

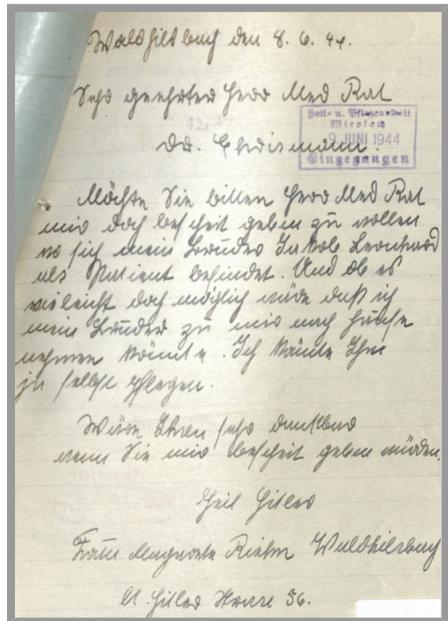
Gleichzeitig sollte immer noch eine Gerichtsverhandlung aufgrund der Äußerungen Leonhards bezüglich Goebbels folgen. An Jakob Leonhard wurde über die Direktion der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch eine Vorladung zur Gerichtsverhandlung des Landgerichts in Mannheim gesendet. Die Direktion aus Wiesloch reagierte in einem Antwortschreiben auf die Vorladung und gab an, dass Jakob Leonhard aus gesundheitlichen Gründen nicht zur Hauptverhandlung gebracht werden könne:

„Das körperliche Befinden des in der hiesigen Anstalt untergebrachten Rentner L[...] hat sich in letzter Zeit sehr verschlechtert. Der Kranke ist seit mehreren Wochen bettlägerig, kurzatmig. Es bestehen Zeichen von Herzinsuffizienz [...] Es ist aus diesen Gründen leider von ärztlichem Standpunkt aus

nicht möglich den L. [...] zur Hauptverhandlung zu verbringen.“⁶

Aufgrund der Ausführungen der Direktion der Heil- und Pflegeanstalt in Wiesloch wurde das Verfahren eingestellt. Jakob Leonhard wurde 5. Juni 1944 nach Hadamar verlegt.

Einige Tage nach der Verlegung fragte Margarete R., eine Schwester von Jakob Leonhard, nach seinem Aufenthaltsort und äußerte den Wunsch ihn bei sich zu Hause pflegen zu wollen. Eine Reaktion auf den Brief blieb jedoch aus.



Brief der Schwester an die Pflegeanstalt Wiesloch (Quelle: Generallandesarchiv 463 Zugang 1983-20 Nr. 13653)

In den Akten liegt keine Sterbenachrichtigung vor. Dennoch kann durch die Verlegung in die Tötungsanstalt Hadamar von einer Ermordung Jakob Leonhards ausgegangen werden und die erfolgte in der Regel unmittelbar nach der Ankunft.

5 GLA 507 Nr. 5232-5233.

6 GLA 507 Nr. 5232-5233.

Heidelberg, den 7. September 1943. 7

V e r h a n d e l t

Auf Vorladung erscheint auf der Aussendienststelle Heidelberg die verh. Hausfrau

Marie
geb. 26.3.1873 im Saar-Bezirk zu Sabern,
wohn. in Heidelberg, Grosse Mantelgasse 20

und gibt mit dem Gegenstand ihrer Vernehmung bekannt gemacht und zur Wahrheit ermahnt an :

„ Am Tage nach dem Reichsminister Dr. Goebbels in Heidelberg war, ging der Herr Leonhard, wohnhaft Grosse Mantelgasse 12 an meiner Wohnung vorbei. Ich habe gerade zum Fenster hinaus gesehen. Leonhard hat mich gefragt, ob ich Goebbels auch gesehen habe, was ich verneinte. Darauf sagte er zu mir, er habe ihn auch nicht gesehen, er wolle ihn auch garnicht sehen. Ohne dass ich etwas darauf erwidert habe, sagte er weiter : "Der Schnellentreiber, hätte er doch seine Schnalle gleich mitgebracht." Ich habe ihm entgegnet, er solle das nicht sagen, sonst würde er eingesperrt. Leonhard erwiderte mir : "Das ist Wahrheit," und ging weiter.

Es kommt kaum vor, dass ich mit Leonhard ein Wort spreche. Ich habe noch nie gehört, dass er führende Persönlichkeiten beschimpft hat, mit Ausnahme dieses oben angegebenen Falles."

Selbst gelesen, genehmigt u. unterschrieben :

Kriminalsekretär.

Ausfertigung 3

Heidelberg, den 20. September 1943

Landgericht Mannheim

1000

Haftbefehl

Der am 20. Juli 1898 in Waldhilsbach geborenen, in Heidelberg, Grosse Mantelgasse 12 wohnhaften verh. Mannes

Name: Jakob Georg Leonhard

in Schutzhaft vom 20. 9. 43 in der Untersuchungshaftanstalt in Heidelberg

Er ist binangebunden, dass er nicht öffentlich gehässige, hetzerische und von niedriger Gesinnung zeugende, böswillige Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP gemacht hat, die geeignet waren, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben, wobei er damit rechnen musste, dass die Äußerungen in die Öffentlichkeit dringen werden.

Jakob Georg Leonhard hat an einem nicht näher festgestellten Tage im Jahre 1943 in der Mantelgasse in Heidelberg zu der Ehefrau Marie nach dem Besuch von Dr. Goebbels geäußert:

„ Er wolle ihn gar nicht sehen.“

Wörtlich sagte er noch:

„Der Schnellentreiber, hätte er doch seine Schnalle gleich mitgebracht.“

Als ihm die Frau erwidert hatte, so etwas nicht zu sagen, weil er sonst eingesperrt werde, habe er erwidert:

„ Das ist Wahrheit.“

Vergehen strafbar nach § 2 Abs. I und II des Heimtückegesetzes vom 20. Dezember 1934

Die Untersuchungshaft wird deshalb, nach Verdenkungsgefahr besteht, da der Beschuldigte bestreitet.

Gegen diesen Haftbefehl ist das Rechtsmittel der Beschwerde nicht zulässig

Der Vorsitzende: gez. Dr. Ausgefertigt

Unterschiedsbeamte der Geschäftsstelle :

Barth



SIP - L
Heimtückengesetz (112 R. 2470) - Manuskript
Just. Dolzopfer: A4. 5. 1943; 1.000; 24

Zeugenaussage der Nachbarin
und Haftbefehl für Jakob Leonhard
(Quelle: Generallandesarchiv Karlsruhe 507 Nr. 5232-5233)



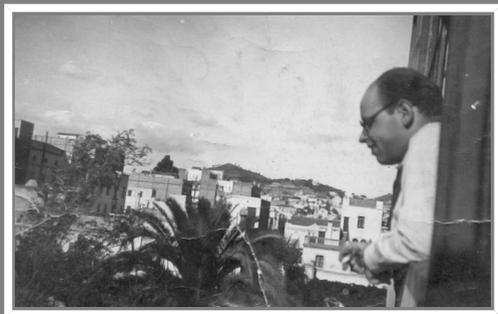
Bertha Linick (Mitte) mit zwei unbekanntem Begleiterinnen (Quelle: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, B. 3/84, 5)



Rechnungskopf der Firma Dührenheimer & Ledermann (Quelle: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, B. 3/84, 1)



Gretel und Edgar Linick (Quelle: Zentralarchiv zur Erforschung der Juden in Deutschland, B. 3/84, 6)



Edgar Linick in Spanien, nach Herbst 1933 (Quelle: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, B. 3/84, 7)

David Linick

geb. 8.8.1877 in Frankfurt/Main, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, überlebt in Frankreich, gest. 10.8.1965 in Würzburg

Bertha Linick, geb. Ledermann

geb. 31.7.1877 in Heidelberg, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, gest. 1942 im Lager Noé in Frankreich

Edgar Linick

geb. 28.3.1903 in Heidelberg, 1933 Flucht nach Spanien, Internat. Brigaden, 1938 Frankreich, seit 1939 in mehreren Internierungslagern, gest. 20.7.1982 in Berlin

Gretel Linick

geb. 30.9.1906 in Heidelberg, 1936 Flucht nach Spanien, Internat. Brigaden, 1938 Frankreich, seitdem in mehreren Internierungslagern, am 16.9.1942 von Drancy nach Auschwitz deportiert, dort ermordet

David Linick wurde am 8. August 1877 in Frankfurt am Main geboren, wo er nach dem Besuch der Israelitischen Volksschule eine Ausbildung zum Kaufmann machte. Nach seiner Heirat mit Bertha Ledermann zog er 1902 mit ihr in ihre Geburtsstadt Heidelberg.

Die am 31. Juli 1877 geborene Bertha war die Tochter des Kaufmanns Max Ledermann und seiner Frau Julie geb. Dührenheimer, die in der Hauptstraße 120 lebten und im gleichen Haus die Textilwarenhandlung Dührenheimer und Ledermann führten. 1902 trat ihr Schwiegersohn als Teilhaber in die Firma ein und übernahm den Familienbetrieb 1915 als Alleininhaber. Fünf Jahre später verlegte David Linick sein Geschäft in ein großes Ladenlokal in der Plöck 36. Die gutgehende Manufakturwarenhandlung beschäftigte 15 Angestellte und vertrieb zusätzlich über Reisevertreter Textilien im Umland. Neben seiner erfolgreichen beruflichen Tätigkeit engagierte sich David Linick als ehrenamtlicher Vorstand der Israelitischen Gemeinde Heidelberg.

Nachdem die Familie mehrfach innerhalb der Altstadt umgezogen war, wohnte sie Ende der 1920er Jahre in der Unteren Neckarstraße 34 und schließlich ab Anfang

der 1930er Jahre im Haus Neckarstaden 20, das sich ebenso wie die Plöck 36 in ihrem Besitz befand. Gleichzeitig nutzten sie auch noch die Wohnung in der Hauptstraße 120, in der Max und Julie Ledermann bis zu ihrem Tod lebten.

Bereits am 28. März 1903 war der Sohn Edgar geboren worden, der nach dem Besuch der Oberschule als Bankangestellter und später als kaufmännischer Angestellter arbeitete. Margarethe Hedwig Linick, genannt Gretel, kam am 30. September 1906 zur Welt. Nach dem Besuch der Mädchen-Oberschule und der mittleren Reife ließ sie sich zur Schneiderin ausbilden und legte die Meisterprüfung ab. Am 10. Februar 1932 meldete Gretel Linick ein eigenes „kunstgewerbliches Atelier für Kinderkleidung“¹ im Neckarstaden 20 an.

Die Machtübertragung an die Nazis traf die Familie schwer, nicht nur durch die Boykottaktionen gegen die Textilhandlung in der Plöck und Gretels Schneiderei. Edgar, der sich in der Weimarer Zeit sozialistischen Kreisen angeschlossen hatte, sah sich als Jude und Kommunist doppelt ge-

1 Gewerbeunterlagen der Stadt Heidelberg (Auskunft des Stadtarchivs Heidelberg).

fährdet und ging im September 1933 ins Exil nach Spanien.

Das Geschäft Dührenheimer und Leder- mann sah sich wirtschaftlichen Einbußen und zunehmenden Anfeindungen ausgesetzt. Ein erschreckender Höhepunkt war der persönliche Angriff durch einen früheren Kunden aus Rohrbach, der David Linick während der Öffnungszeiten körperlich bedrohte. Durch diese Vorfälle sah er sich zur „Arisierung“ gezwungen und verkaufte den traditionsreichen Familienbetrieb zum 1. April 1934 zu einem geringen Preis an Wilhelm Herrmann.

Ihren Lebensunterhalt bestritt die Familie nun aus Ersparnissen und den Mieteinnahmen aus den Immobilien. Zum Jahresende 1935 mussten die Linicks aufgrund des „Blutschutzgesetzes“ ihrer nicht-jüdischen Hausangestellten Susanna Trost kündigen, die seit 1931 bei ihnen gelebt hatte und trotz des wachsenden Drucks geblieben war.

Im Sommer 1936 verließ auch Gretel die Stadt und folgte ihrem Bruder nach Spanien, wo sich beide auf der Seite der Republik gegen den faschistischen Franco-Putsch einsetzten.

Wenig später gab das ältere Ehepaar, David und Bertha Linick die Wohnung im Neckarstaden 20 auf und zog bei der Witwe Frieda Strauss in der Karl-Ludwig-Straße 4 ein. Dort musste Bertha Linick am 10. November 1938 die Verwüstung der Wohnung durch Nazihorden erleben, bei der ihnen neben dem seelischen Leid ein Sachschaden von 15.000 RM entstand. David Linick berichtete später in seinem Wiederergutmachungsantrag darüber:

„Am 10. November 1938 bin ich nur dadurch der Verhaftung und Verbringung in das Konzentrationslager Dachau entgangen, dass ich eine halbe Stunde vor dem Erscheinen der SA-Leute in meiner Wohnung Heidelberg verliess. [...] Meine inzwischen im Internierungslager Noe/Frankreich verstorbene Ehefrau war in unserer Heidelberger Wohnung verblieben. Sie und die im gleichen Hause wohnende Frau Frieda Strauss [...] wurden

in die Küche eingesperrt. Dann wurde die ganze Wohnung nach mir durchsucht. [...] Inzwischen waren ungefähr 20 Personen in meine Wohnung eingedrungen, die die gesamte Einrichtung kurz und klein schlugen. Porzellan, Bücher, Papiere, Dokumente etc. wurden auf die Straße geworfen. Die Möbel wurden mit Stemmeisen und anderen Werkzeugen kurz und klein gehauen. Ein sehr wertvoller, bei der Firma Atzler in Heidelberg gefertigter Geschirrschrank wurde umgeworfen, damit das in ihm beherbergte sehr wertvolle Kristall und Porzellan vollkommen zertümmert wurde. Ich hatte diesen Schrank mit seinem sehr wertvollen Inhalt als Aussteuer für meine Tochter im Laufe von Jahren angeschafft.“²

Zum 15. Dezember 1939 mussten Bertha und David Linick in das „Judenhaus“ in der Bunsenstraße 3 ziehen. Verzweifelt bemühten sie sich um die Auswanderung in die USA, wo bereits Davids Bruder lebte. Am 22. Oktober 1940 wurden sie jedoch frühmorgens aus dem Bett gerissen und im Rahmen der badischen Großdeportation ins südfranzösische Gurs verschleppt.

Trotz zunehmender körperlicher Beschwerden überstand das Paar die dortigen katastrophalen Lebensbedingungen über viele Monate hinweg und wurde am 6. Juli 1942 in das Lager Récébédou und am 3. August 1942 in das Camps de Noé (Dep. Haute-Garonne) überstellt. Hier starb Bertha Linick am 27. Dezember 1942 an Unterernährung und Entkräftung.

David Linick wurde am 19. August 1943 aus dem Lager Noé in das so genannte jüdische Hospiz im okzitanischen Eauze (Dep. Gers) verbracht, das der Internierung alter jüdischer Menschen diente. Auch hier waren die Haftbedingungen und die Ernährungssituation kaum erträglich.

Dank der Vermittlung eines Pariser Rabbis wurde David Linick im Herbst 1944 in eine benachbarte Zwangseinrichtung mit weit besseren Lebensumständen im Cha-

2 Eidesstattliche Erklärung von David Linick vom 8.8.1952, GLA 480 Nr. 7171-1 Bl. 104; Schreibweise im Original.

teau de Begué bei Cazaubon und zuletzt nach Lourdes überstellt.

Nach der Befreiung lebte er zunächst in Nizza, wo sein Neffe Erich Linick wohnte, und wurde von seinem Bruder in den USA finanziell unterstützt. Als Folge der langen Lagerhaft litt David Linick dauerhaft an einer schweren Herzerkrankung, die eine ständige Behandlung notwendig machte. Noch 1945 heiratete er Jenny geb. Breisacher verw. Geismar (geb. am 27. Dezember 1883 in Breisach), die er im jüdischen Altersheim im Chateau de Begué kennengelernt hatte. Die Hochzeit erfolgte nach jüdischem Ritus; eine amtliche Eheschließung war erst am 30. Januar 1947 möglich, nachdem ein Totenschein für Bertha Linick ausgestellt worden war.

Von Nizza aus bemühte sich David Linick zunächst erfolglos um Informationen über den Verbleib seiner Kinder und nahm auch Kontakt zu früheren Bekannten aus Heidelberg auf. So schrieb er 1947 an die frühere Hausangestellte Susanna Trost, mit der er ein freundschaftliches Verhältnis pflegte, und äußerte die Vermutung, dass Edgar und Gretel wohl ums Leben gekommen seien. Parallel versuchte er, zumindest eine finanzielle Entschädigung für die umfangreichen wirtschaftlichen Schäden zu bekommen, und beauftragte einen Rechtsbeistand in Deutschland. Die mühselige und demütigende Auseinandersetzung mit der Behörde sollte sich bis zu seinem Tod hinziehen.

1950 verließ das Paar, David und Jenny Linick, Frankreich und meldete sich zunächst als „Staatenlose“ in Baden-Baden an. Von hier zogen sie am 15. April 1952 nach Heidelberg und bewohnten ein unmöbliertes Zimmer im Altersheim der Jüdischen Kultusgemeinde in der Häuserstraße 10-12. Nach vier Jahren kehrten sie Heidelberg im Februar 1956 den Rücken und lebten zuletzt in Würzburg, wo Jenny Linick am 8. Dezember 1957 verstarb und auf dem dortigen Jüdischen Friedhof beigesetzt wurde. Ihr Ehemann lebte noch bis

zu seinem Tod am 10. August 1965 im Jüdischen Altersheim in der Valentin-Becker-Straße 11 in Würzburg und wurde im Doppelgrab neben seiner Frau beerdigt.

Gretel Linick

Nachdem Gretel Linick im Sommer 1936 illegal über die Schweiz nach Spanien gereist war, war sie auf antifaschistischer Seite im medizinischen Bereich tätig. Da ihr Name in den Listen der Krankenschwestern der Internationalen Brigaden nicht auftaucht, arbeitete sie möglicherweise in den Hospitälern der Spanischen Volksarmee. Als Ende 1938 der Sieg der faschistischen Übermacht greifbar war und die internationalen UnterstützerInnen zur Ausreise aufgefordert wurden, ging die junge Frau nach Frankreich. Dort wurde sie gemeinsam mit den anderen AntifaschistInnen und der geflüchteten Zivilbevölkerung interniert und durchlebte eine Odyssee durch die französischen Lager: Nach mehreren Monaten in St. Zacharie wurde die Heidelbergerin ins Camps de Hyères und schließlich nach Gurs verbracht, das ursprünglich für die zahlreichen SpanienkämpferInnen eingerichtet wurde.

1940 wurde Gretel Linick wie viele Frauen freigelassen und lebte mit einer Gruppe weiterer deutschsprachiger Interbrigadistinnen im Dorf Vidauban (Dep. Var), wo sie Unterstützung vom Hilfskomitee für die internierten deutschen und österreichischen Spanienkämpfer erhielten.

Im Jahr 1942 stieg der Verfolgungsdruck erneut an, als die Nationalsozialisten von den willig kooperierenden Vichy-Behörden einforderten, die nach Südfrankreich geflüchteten jüdischen Menschen auszuliefern. Die Razzien häuften sich, und am 12. September 1942 wurde Gretel Linick verhaftet. Über Rivesaltes wurde sie in das Sammellager Drancy bei Paris verschleppt, von wo sie am 16. September 1942 mit einem Großtransport nach Auschwitz deportiert und ermordet wurde.

Edgar Linick

Edgar Linick hatte sich schon bei seiner Ankunft in Spanien im Herbst 1933 antifaschistischen Organisationen angeschlossen. Unmittelbar nach dem faschistischen Franco-Putsch trat er in Barcelona der katalanischen PSUC (Partido Socialista Unificado de Catalunya) bei und meldete sich als Sanitäter. Vom 28. Juli 1936 an gehörte Edgar Linick der PSUC-Miliz an, bis die Internationalen Brigaden (IB) gegründet wurden und er zu deren Sanitätsdienst wechselte. Da Mehrsprachigkeit dringend gefragt war und der Heidelberger außer Deutsch auch Spanisch, Englisch und Französisch sprach, war er ab Dezember 1936 als Sekretär in der Verwaltung im IB-Hauptquartier in Albacete beschäftigt. Im Rang eines Unterleutnants blieb er dort bis Juni 1937 und arbeitete anschließend als Intendant des „Amerika-Hospitals“ in Tarancón. Nachdem die Klinik im Frühjahr 1938 evakuiert werden musste, hatte Edgar Linick – inzwischen zum Leutnant befördert – ab Sommer 1938 in Barcelona den Posten als Sekretär der Direktion der Medizinischen Einheit AME (Ayuda Médica Extranjera) inne. Als Administrativem Offizier des 4. Büros der XI. Interbrigade unterstanden ihm alle organisatorischen und logistischen Aufgabengebiete dieser Einheit.

Dem Aufruf an die ausländischen Freiwilligen zur Ausreise leistete Edgar Linick keine Folge, sondern meldete sich im Januar 1939 als Freiwilliger zum „zweiten Einsatz“, der den Rückzug und die Flucht der Zivilbevölkerung sicherte. Erst im Februar 1939 ging er mit den letzten organisierten Gruppen über die Grenze nach Frankreich, wo er im Spanienkämpferlager St. Cyprien interniert wurde. Nach der Errichtung des Lagers Gurs war er kurzzeitig dort und danach in Le Vernet inhaftiert. Die Antifaschisten versuchten, sich die harten Lebensbedingungen in diesem Lager durch ein selbstorganisiertes Kultur- und Bildungsprogramm zu erleichtern. Edgar Linick nutzte seine Haftzeit, um bei einem

italienischen Interbrigadisten Sprachunterricht zu nehmen, und widmete sich der Lektüre deutscher und französischer Bücher. Die Gefangenen schwebten dabei ständig in der Gefahr, an die Nationalsozialisten ausgeliefert zu werden. Bereits seit 16. April 1937 war auch Edgar Linick von der Gestapo zur Festnahme ausgeschrieben mit dem Vermerk, er sei in Spanien „auf Seiten der Roten tätig“.³

Im November 1941 wurde eine Reihe prominenter KPD-Aktivisten, darunter Edgar Linick, in das berüchtigte Wüstenlager Djelfa in Algerien überstellt. Obwohl im Februar 1942 ein Telegramm mit der Nachricht eintraf, dass ein Visum nach Mexiko und eine Schiffsfahrkarte für Linick bereitlägen, verweigerten die französischen Behörden seine Freilassung und Ausreise.

Im April 1943 wurden die Internierten von der britischen Armee befreit, die die Spanienkämpfer zum Dienst in einer britischen Hilfstruppe verpflichtete. Der Heidelberger wurde in einer Pioniereinheit als Dolmetscher eingesetzt und im März 1945 entlassen, woraufhin er nach Moskau reiste. Dort arbeitete Edgar Linick drei Jahre als Redakteur der deutschsprachigen Kriegsgefangenenzeitung „Freies Deutschland“.

Im September 1948 übersiedelte er in die Sowjetische Besatzungszone und lernte in Berlin seine spätere Frau Hildegard kennen, die er 1950 heiratete. Nach einer kurzzeitigen Funktion in der Deutschen Wirtschaftskommission war Edgar Linick stellvertretender Abteilungsleiter im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten, später Redakteur und schließlich Chefredakteur der Zeitung „Außenhandel“, bis er Ende 1953 einen Herzinfarkt erlitt und drei Jahre lang arbeitsunfähig war. Ab Anfang 1957 war er im „Deutschen Institut für Marktforschung“ angestellt, musste jedoch 1961 wegen seines verschlechterten Gesundheitszustands diesen Posten aufgeben

3 Personendossier Edgar Linick, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands.

und war von da an nur noch als freier Mitarbeiter tätig.

Bis ins hohe Alter engagierte sich Edgar Linick in der Sektion der ehemaligen Spanienkämpfer im „Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer“, für deren „Informationsbulletin“ er maßgeblich verantwortlich war. In der DDR erhielt er verschiedene Auszeichnungen, darunter die Medaille „Kämpfer gegen den Faschismus 1933 bis 1945“ und den Vaterländischen Verdienstorden in Silber. Am 20. Juli 1982 starb Edgar Linick und wurde auf dem Friedhof in Berlin-Pankow beigesetzt.

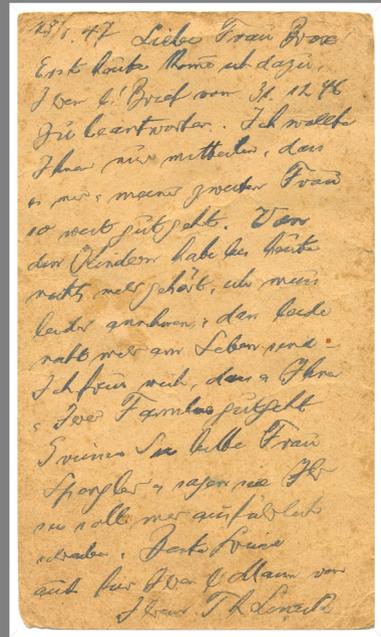
Quellen und Literatur

Quellen: Melderegister und Gewerbeunterlagen der Stadt Heidelberg; Wiedergutmachungsakten für Bertha Linick, GLA 480 Nr. 21373, für David Linick, GLA 480 Nr. 7171; Personendossier Edgar Linick im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (DÖW); „Edgar Linick. Lebenslauf“, Studienkreis Deutscher Widerstand, AN 4110; Bestand Hilfskomitee für die internierten deutschen und österreichischen Spanienkämpfer, SAPMO/Bundesarchiv Sg Y V 237 10 139 u.a. (Auskunft Werner Abel und Michael Uhl); Unterlagen der Interbrigaden im Komintern-Archiv im Staatlichen Archiv der Russischen Föderation für soziopolitische Geschichte RGASPI f. 545 (Auskunft Werner Abel); Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Bestand B. 3/84 (Familie Linick); Auskunft des Johanna-Stahl-Zentrums Würzburg; Unterlagen der SSI-Bestände im Archivo General Militar de Ávila und im CDMH Salamanca (Auskunft Michael Uhl).

Literatur: Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw: *Erinnern, Bewahren, Gedenken*, Heidelberg 2011; Brigitte und Gerhard Brändle: *Adelante Libertad – Spanienfreiwillige aus Baden*, Karlsruhe 2016; Werner Abel, Enrico Hilbert: „Sie werden nicht durchkommen“, *Bodenberg* 2015/16; Sibylle Hinze: *Antifaschisten im Camp Le Vernet*, Berlin 1988; Elisabeth Marum-Lunau: *Auf der Flucht in Frankreich*, Berlin 2000.



Edgar Linick in der Uniform eines Interbrigadisten am Bahnhof in Barcelona, 1937 (Quelle: Deutsches Historisches Museum, F 66/1317)



Postkarte von David Linick an die frühere Hausangestellte Susanne Brox geb. Trost, 1947 (Quelle: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, B. 3/84, 4)

Ausgewählte Literatur

- Peter Blum** (Hg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, Heidelberg 1996.
- Marie Clauss**: Liese Hachenburg, in: Maas, Radbruch, Schneider (Hg.) Den Unvergessenen, Heidelberg 1952.
- Norbert Giovannini, Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm**: Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte, Heidelberg 1992.
- Norbert Giovannini, Frank Moraw** (Hgg.): Erinnertes Leben. Autobiographische Texte zur jüdischen Geschichte Heidelbergs, Heidelberg 1998.
- Norbert Giovannini**: Die Ausweisung und Deportation der jüdischen Einwohner Heidelbergs 1937–1945, in: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt Jg. 10, Heidelberg 2005/06, S. 105–141.
- Norbert Giovannini, Claudia Rink**: Ghetto ohne Ghetto. Hinweise zu den „Judenhäusern“ in Heidelberg 1938–1945, in: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2010, hg. vom Heidelberger Geschichtsverein, Jg. 14, S. 75ff.
- Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw**: Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945, Heidelberg 2011.
- Norbert Giovannini (Hg.), Ingrid Moraw, Reinhard Riese, Claudia Rink**: Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg 1933–1945, Heidelberg 1919.
- Monika Grütters** (2017): Grußwort. In: Andreas Nachama & Uwe Neumärker (Hg.): Gedenken und Datenschutz: die öffentliche Nennung der Namen von NS-Opfern in Ausstellungen, Gedenkbüchern und Datenbanken, Berlin 2017, S.7ff.
- Frank Moraw**: Heidelberg – Theresienstadt. Zur letzten Deportation aus Heidelberg im Februar 1945 in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 13, hg. vom Heidelberger Geschichtsverein, Heidelberg 2009, S. 100ff.
- Kommission**: Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, Heidelberg 2015; Internetseite: ns-ministerien-bw.de.
- Frank Moraw**: „Die Juden werden geholt.“ Die erste große Deportation aus dem deutschen Südwesten am 22. Oktober 1940. Täter, Opfer und Zuschauer in Heidelberg. In: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 16, 2012, S. 157–167.
- Claudia Rink**: Jüdisches Leben in Rohrbach, in: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 8, Heidelberg 2003/04, S. 65–87.
- Jörg Schadt, Michael Caroli** (Hg.): Heidelberg unter dem Nationalsozialismus, Heidelberg 1985.
- Arno Weckbecker**: Die Judenverfolgung in Heidelberg 1933–1945, Heidelberg 1985.

Patenschaften für die am 10. und 11. Februar 2020 verlegten Stolpersteine haben dankenswerterweise übernommen:

AIHD (Antifaschistische Initiative Heidelberg)
Barbara und Klaus Anschutz
Katrin, Helene und Robert Bargatzky
Nicole Berberich
Monika Brauch
Barbara Brink
Bunte Linke
Eigentümergeinschaft Albert-Maysstraße 5
Rudolf Eisemann
Maria Funke
Rose-Marie Gold
Eva Haas
Felicitas Hoss
IHKKG (Initiative Heidelberg für Kunst, Kultur und Genuss e.V.)
Heide Krumm
Susanne Himmelheber
Ute und Heinz Lägler
Hildegard Lutz
Gerta Maas-Lindemann
Joachim Maier
Renate Marzolff
Sebastian und Carol Müller-Spitzer
Luitgard und Manfred Nipp-Stolzenburg
Peter Pausch
Dwora und Joel Rosenblatt
Edith und Peter Schramm
Gabriele Soyka
Susanne Stock
Rainer Sturies
Imogen und Bennett Theiss
Klaus Thierry
VVN (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, Heidelberg)
Frau von Waldberg

Wenn Sie eine Patenschaft übernehmen oder Vorschläge für weitere Stolpersteine machen möchten, wenden Sie sich bitte an uns; entweder über unsere Internetseite www.stolpersteine-heidelberg.de oder per E-Mail an stolpersteine-heidelberg@web.de.

Stolpersteine werden durch Spenden finanziert. Allen SpenderInnen und UnterstützerInnen danken wir ganz herzlich!

Wenn Sie spenden möchten:

Spendenkonto: „Stolpersteine Heidelberg“
Volksbank Kurpfalz H+G Bank
IBAN: DE63 6729 0100 0063 9191 01
BIC GENODE61HD3

**Gesamtverzeichnis aller bisher in Heidelberg
verlegten Stolpersteine von 2010 – 2020**

<i>NAME</i>	<i>VERLEGEORT</i>		<i>VERL.-DAT.</i>
ANATOLIJ BACHATSCHOW	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
ALFRED BAER	Dantestr. 24	69115 HD	29.11.2011
DORIS ELLEN BAER	Dantestr. 24	69115 HD	29.11.2011
HANS DIETER BAER	Dantestr. 24	69115 HD	29.11.2011
KLARA BAER, GEB. DEUTSCH	Dantestr. 24	69115 HD	29.11.2011
DORIS BAUM	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
PAUL BECKER	Hirschgasse 1	69117 HD	10.02.2020
BERTHA BEER, GEB. HOCHSTÄDTER	Rathausstr. 64	69126 HD	28.06.2016
ERNST BERTHOLD BEER	Rathausstr. 64	69126 HD	28.06.2016
SIGMUND BEER	Rathausstr. 64	69126 HD	28.06.2016
ANNA MARIA BETTMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
GERTRUD BETTMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
HANS-WALTER BETTMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
ROSA BETTMANN, GEB. FRIEDMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
SIEGFRIED BETTMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
MAJA BITSCH	Im Schaffner 6	69123 HD	15.11.2012
ALEKSEJ BJELOW	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
BETTY BLUM, GEB. LIEBHOLD	Bergstr. 44	69120 HD	12.10.2010
ISIDOR BLUMBERG	Handsh. Ldstr. 47A	69120 HD	06.02.2015
SARA BLUMBERG, GEB. EISENBURG	Handsh. Ldstr. 47A	69120 HD	06.02.2015
LENI BLUMENTHAL, GEB. BLUM	Bergstr. 44	69120 HD	12.10.2010
ADELE BOCK	Zähringerstr. 15	69115 HD	28.11.2011
ALBERT BODEM	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
CHARLOTTE BODEM, VERH. HARREL	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
KARL BODEM	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
LUDWIG BODEM	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
MARIA „MAJAM“			
CHAIMOWA BODEM, GEB. ZWORNICK	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
HERMANN BÖNING	Kaiserstr. 42	69115 HD	29.11.2011
GUSTAV BOPP	Zähringerstr. 25	69115 HD	28.11.2011
KAROLINE BORCHARDT, GEB. EHRMANN	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
HANS-EDUARD BORNSTEIN	Hauptstr. 111	69117 HD	10.02.2020
HUGO-BRUNO BORNSTEIN	Hauptstr. 111	69117 HD	10.02.2020
INGE-RUTH BORNSTEIN	Hauptstr. 111	69117 HD	10.02.2020
LUISE-MARGARETE BORNSTEIN	Hauptstr. 111	69117 HD	10.02.2020
MARGARETE-LUISE BORNSTEIN	Hauptstr. 111	69117 HD	10.02.2020
WERNER BORNSTEIN	Hauptstr. 111	69117 HD	10.02.2020
RICHARD MAX BROOSCH	Bergheimer Str. 81	69115 HD	20.11.2014
LUDWIG BRUMMER	Dreikönigstr. 24	69117 HD	12.10.2010

NAME	VERLEGEORT		VERL.-DAT.
DORA BUSCH	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
PAWEL CHREBOR	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
GISELA DEBUS, GEB. DEMUTH	Hainsbachweg 1	69120 HD	06.02.2015
HANS-WERNER DEMUTH	Hainsbachweg 1	69120 HD	06.02.2015
LUDWIG DEMUTH	Hainsbachweg 1	69120 HD	06.02.2015
OLGA DEMUTH, GEB. GEISMAR	Hainsbachweg 1	69120 HD	06.02.2015
PAULA DEUTSCH, GEB. FRANKENTHAL	Werderstr. 17	69120 HD	15.11.2012
SALOMON DEUTSCH	Werderstr. 17	69120 HD	15.11.2012
ELISE DOSENHEIMER	Blumenthalstr. 36	69120 HD	20.11.2014
HERMANN DURLACHER	Hauptstr. 121	69117 HD	12.10.2010
LUDWIG DURLACHER	Hauptstr. 121	69117 HD	12.10.2010
MARTA DURLACHER, GEB. FISCHER	Hauptstr. 121	69117 HD	12.10.2010
WALTER DURLACHER	Hauptstr. 121	69117 HD	12.10.2010
EUGEN EHRMANN	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
HANS EHRMANN	Amalienstr. 4	69126 HD	10.02.2020
OSKAR SALOMON EHRMANN	Amalienstr. 4	69126 HD	10.02.2020
REGINA EHRMANN, GEB. MENGES	Amalienstr. 4	69126 HD	10.02.2020
ROLF EHRMANN	Amalienstr. 4	69126 HD	10.02.2020
MAX EISEMANN	Blumenstr. 15	69115 HD	10.02.2020
BERTA EISENMANN	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
BETTI ENGELBERG, GEB. HIRSCHHORN	Bluntschlistr. 4	69115 HD	28.06.2016
ISAK ENGELBERG	Bluntschlistr. 4	69115 HD	28.06.2016
NIKOLAJ EWDOKIMOW	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
HEINRICH FEHRENTZ	Dreikönigstr. 15	69117 HD	12.10.2010
ANNI AUGUSTE FISCH	Friedr.-Ebert-Anl. 55	69117 HD	20.11.2014
HERMINE FISCH	Friedr.-Ebert-Anl. 55	69117 HD	20.11.2014
WALTER JULIUS FISCH	Friedr.-Ebert-Anl. 55	69117 HD	20.11.2014
ALFRED FLOR	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
ADOLF DAVID FREUND	Rohrbacher Str. 77A	69115 HD	29.11.2011
AMALIE FREUND	Rohrbacher Str. 77A	69115 HD	29.11.2011
CLARA FREUND, GEB. DORNBERGER	Rohrbacher Str. 77A	69115 HD	29.11.2011
HEINRICH FREUND	Rohrbacher Str. 77A	69115 HD	29.11.2011
ALBERT FRITZ	Albert-Fritz-Str. 52	69124 HD	15.11.2012
BERTHOLD FÜCHS	Blumenstr. 15	69115 HD	10.02.2020
BARBARA GÄRTNER	St. Michaelsgasse 5	69121 HD	10.02.2020
ELISABETH GEISSMAR, GEB. HIRSCH	Graimbergweg 1	69117 HD	16.03.2013
ELSE GEISSMAR	Graimbergweg 1	69117 HD	16.03.2013
JAKOB GEISSMAR	Graimbergweg 1	69117 HD	16.03.2013
JOHANNA GEISSMAR	Moltkestr. 6	69120 HD	16.03.2013
MARTHA GEISSMAR	Graimbergweg 1	69117 HD	16.03.2013
LEONTINE GOLDSCHMIDT, GEB. VON PORTHEIM	Gaisbergstr. 9	69115 HD	12.10.2010
ROSA GRÜNBAUM, GEB. NEU	Albert-Mays-Str. 5	69115 HD	10.02.2020

NAME	VERLEGEORT		VERL.-DAT.
ELLA GUTMAN, GEB. MOMBERT	Klingenteichstr. 6	69117 HD	16.03.2013
BABETTE „LIESE“ GUTMANN, GEB. OTTENSOSER	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
HERMINE GUTMANN, GEB. FREUND	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
MAX GUTMANN	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
OTTO SALLY GUTMANN	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
MAX THOMAS GUTMANN	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
ANNA HAMBURGER	Helmholtzstr. 18	69120 HD	16.03.2013
KLARA HAMBURGER	Helmholtzstr. 18	69120 HD	16.03.2013
FRITZ HARRER	Friedr.-Ebert-Anlg. 32	69117 HD	10.02.2020
WILLI HARTLIEB	Quinkestr. 69	69120 HD	10.02.2020
URSULA HAUG	Krahnengasse 6	69115 HD	10.02.2020
FANNY HEISELBECK, GEB. STORCH	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
LEO LESER HEISELBECK	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
HEDWIG HIMMELSTERN	Kirschgartenstr. 103	69126 HD	28.06.2016
ROSALIE HIMMELSTERN, GEB. WASSERMANN	Kirschgartenstr. 103	69126 HD	28.06.2016
MAX HIRSCH	Albert-Mays-Str. 11A	69115 HD	28.06.2016
ALICE CHARLOTTE HOCHHERR	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
ELLA HOCHHERR, GEB. LIESER	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
ERIKA HOCHHERR	Kaiserstr. 29	69115 HD	15.11.2012
EVA HOCHHERR, GEB. MAINZER	Kaiserstr. 29	69115 HD	15.11.2012
FERDINAND HOCHHERR	Kaiserstr. 29	69115 HD	15.11.2012
FRIEDA HOCHHERR, GEB. CARLEBACH	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
GUSTAV HOCHHERR	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
HEINRICH „HEINZ“ HOCHHERR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
JELLA HOCHHERR	Kaiserstr. 29	69115 HD	15.11.2012
LISELOTTE HOCHHERR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
MARGOT HOCHHERR, GEB. BÄHR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
SIMON HOCHHERR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
SUSANNE HOCHHERR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
JULIE JANKAU	Plöck 34	69117 HD	16.03.2013
ANNA JÖRDER	Plöck 73	69117 HD	10.02.2020
ANSELM KAHN	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
CLEMENTINE KAHN, GEB. VOGEL, WIEDERVERH. SIMON	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
ELSE KAHN	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
ERICH KAHN	Bunsenstr. 7	69115 HD	06.10.2017
HEINZ KAHN	Bunsenstr. 7	69115 HD	06.10.2017
KAROLINE KAHN	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
MARTHA KAHN, GEB. HERZ	Bunsenstr. 7	69115 HD	06.10.2017
SIEGFRIED KAHN	Bunsenstr. 7	69115 HD	06.10.2017
ALBERT KAUFMANN	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011

NAME	VERLEGEORT		VERL.-DAT.
GERDA KAUFMANN, GEB. FLEISCHACKER	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
KAROLINE KAUFMANN, GEB. HESS	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
LUDWIG KAUFMANN	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
LUCIA „LUCIE“ KUHN, GEB. SELIGMANN	Weberstr. 7	69120 HD	20.11.2014
WERNER KUHN	Weberstr. 7	69120 HD	20.11.2014
ALFRED LAMMFROMM	Albert-Mays-Str. 5	69115 HD	10.02.2020
DORA LAMMFROMM, GEB. GRÜNBAUM	Albert-Mays-Str. 5	69115 HD	10.02.2020
JONAS LAMMFROMM	Albert-Mays-Str. 5	69115 HD	10.02.2020
MAX LEDERMANN	Endemannstr. 11	69115 HD	28.06.2016
MINA LEDERMANN, GEB. ASCHER	Endemannstr. 11	69115 HD	28.06.2016
JAKOB LEONHARD	Große Mantelgasse	69117 HD	10.02.2020
CONRAD LESER	Bergstr. 32	69120 HD	06.02.2015
GUIDO LESER	Bergstr. 32	69120 HD	06.02.2015
IRMINGARD LESER, GEB. MEYER	Bergstr. 32	69120 HD	06.02.2015
AMALIE „MALLY“ LIEBHOLD, GEB. MARX	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
KLAUS LIEBHOLD	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
MARTIN LIEBHOLD	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
MICHAEL „MICHEL“ LIEBHOLD	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
RUTH LIEBHOLD	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
BERTHA LINICK, GEB. LEDERMANN	Karl-Ludwig-Str. 4	69117 HD	10.02.2020
DAVID LINICK	Karl-Ludwig-Str. 4	69117 HD	10.02.2020
EDGAR LINICK	Karl-Ludwig-Str. 4	69117 HD	10.02.2020
GRETEL LINICK	Karl-Ludwig-Str. 4	69117 HD	10.02.2020
FLORA MAIENTHAL, GEB. HIRSCH	Albert-Mays-Str. 11A	69115 HD	28.06.2016
BERTHA „BERTHEL“ MARX, GEB. GROS	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
BERTA MAYER, GEB. HAHN	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
IRMA LUISE MAYER, VERH. POLIAKOFF	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
JOHANNA MAYER, VERH. SLEZAK	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
KARL MAYER	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
RUTH SOFIE MAYER	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
BERTHA MENGES, GEB. METZGER	Amalienstr. 4	69126 HD	10.02.2020
SOFIE METZGER	Amalienstr. 4	69126 HD	10.02.2020
HARRY „HELMUT“ MEYER	Steubenstr. 36	69120 HD	06.10.2017
HELMUTH WILLI MEYER	Steubenstr. 36	69120 HD	06.10.2017
MARGOT MEYER	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
META MEYER, GEB. LEWIN	Steubenstr. 36	69120 HD	06.10.2017
ALFRED MOMBERT	Klingenteichstr. 6	69117 HD	16.03.2013
ERNA MÜLLER, GEB. WOLFF	Weberstr. 5	69120 HD	20.11.2014

NAME	VERLEGEORT		VERL.-DAT.
FRIEDRICH MÜLLER	Weberstr. 5	69120 HD	20.11.2014
KLARA NÄGELE, GEB. SIGAL	St.-Vitus-Gasse 30	69121 HD	28.06.2016
LOUISE „ZILLA“ NEU, GEB. BARUCH	Zähringerstr. 15	69115 HD	28.11.2011
MAXIMILIAN NEU	Zähringerstr. 15	69115 HD	28.11.2011
LUCIA ÖSTRINGER	Plankengasse 2	69117 HD	10.02.2020
BABETTE OPPENHEIMER, GEB. MAIER	Marktplatz 7	69117 HD	15.03.2013
BRUNO OPPENHEIMER	Sofienstr. 1	69115 HD	15.11.2012
LEOPOLD OPPENHEIMER	Marktplatz 7	69117 HD	15.03.2013
ALFRED POLACK	Schillerstr. 18	69115 HD	10.02.2020
MARGARETHE POLACK, GEB. CARO	Schillerstr. 18	69115 HD	10.02.2020
HELENE PREETORIUS	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
JULIUS RINKLIN	Ziegelh. Landstr. 31	69120 HD	15.11.2012
IRENE SCHÄFER	Mühlthalstr. 101	69121 HD	10.02.2020
JEANETTE „NANNY“ SCHNEIDER, GEB. BOCK	Zähringerstr. 15	69115 HD	28.11.2011
ALFRED SEITZ	Karlsruher Str. 46	69126 HD	29.11.2011
KÄTHE SEITZ, GEB. BRUNNEMER	Karlsruher Str. 46	69126 HD	29.11.2011
FLORA SELIGMANN, GEB. HIRSCH	Plöck 34	69117 HD	16.03.2013
FRIEDRICH SELIGMANN	Plöck 34	69117 HD	16.03.2013
LUDWIG SELIGMANN	Plöck 34	69117 HD	16.03.2013
CLEMENTINE SIMON, GEB. VOGEL, VERW. KAHN	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
MAX SAMUEL SIMON	Hauptstr. 123	69117 HD	06.10.2017
RUTH SIMON, VERH. HARDONAG	Hauptstr. 123	69117 HD	06.10.2017
SOPHIE SIMON, GEB. WEINER	Hauptstr. 123	69117 HD	06.10.2017
WASILIJ SKORKIN	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
BETTY SNOPEK	Rohrbacher Str. 51	69115 HD	16.03.2013
LUDWIG SNOPEK	Rohrbacher Str. 51	69115 HD	16.03.2013
SARA SNOPEK, GEB. ISAAK	Rohrbacher Str. 51	69115 HD	16.03.2013
ABRAHAM „ALBERT“ SOMMER	Friedr.-Ebert-Anl. 41	69117 HD	20.11.2014
ELSA SOMMER, GEB. HERZFELD	Friedr.-Ebert-Anl. 41	69117 HD	20.11.2014
EUGEN-FRIEDRICH SOMMER	Friedr.-Ebert-Anl. 41	69117 HD	20.11.2014
JAKOB ISAAK STORCH, GEN. STERN	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
PAULA STORCH, GEB. HOLLOSCHÜTZ	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
ERNST MAX SUSSMANOWITZ	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
ISAAK SUSSMANOWITZ	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
LAURA SUSSMANOWITZ, GEB. METZGER	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
EDITH SZÉKELY, GEB. SUSSMANOWITZ	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
LAJOS SZÉKELY	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
CÁCILIE WAHL, GEB. BÄR	Rathausstr. 3	69126 HD	28.06.2016
HEINRICH WAHL	Rathausstr. 3	69126 HD	28.06.2016
MAX FREIHERR VON WALDBERG	Mönchhofstr. 14	69120 HD	10.02.2020

NAME	VERLEGEORT		VERL.-DAT.
VIOLETTA FREIFRAU VON WALDBERG, GEB. PLATSCHKE	Mönchhofstr. 14	69120 HD	10.02.2020
HUBERT WEIDINGER	Plankengasse 2	69117 HD	10.02.2020
ANNELIESE SUSANNE WEIL, GEB. WEIL	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
ARTHUR WEIL	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
ILSE WEIL, GEB. HOCHHERR	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
INGEBORG SUSE WEIL	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
JULIUS WEIL	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
SELMA WEINBERGER, GEB. KAUFMANN	Rohrbacher Str. 43	69115 HD	10.02.2020
SIGMUND WEINBERGER	Rohrbacher Str. 43	690 HD	10.02.2020
ÄNNI WEINER	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
CHAJA SCHEINDEL „KLARA“ WEINER, GEB. RENNERT	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
MANFRED WEINER	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
MEIER JOSEF „MAX“ WEINER	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
MIA WEINER, VERH. FORSCHER	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
FITZ SAMUEL WERTHEIMER	Hauptstr. 187	69117 HD	06.02.2015
JULIUS WERTHEIMER	Hauptstr. 187	69117 HD	06.02.2015
KARL WERTHEIMER	Hauptstr. 187	69117 HD	06.02.2015
KLARA WERTHEIMER, GEB. STRAUSS	Hauptstr. 187	69117 HD	06.02.2015
MAX WERTHEIMER	Bluntschlistr. 4	69115 HD	06.02.2015
ROSALIE WERTHEIMER, GEB. STRAUSS	Bluntschlistr. 4	69115 HD	06.02.2015
NATHAN WOLFF	Rathausstr. 10	69126 HD	28.06.2016
SOPHIE WOLFF, GEB. MÜNZESHEIMER	Rathausstr. 10	69126 HD	28.06.2016
JAKOB ZAHN	Ziegelgasse 14	69117 HD	10.02.2020
ESTER ZIEGLER	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
KLARA ZIEGLER, GEB. STORCH	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016

Impressum

Herausgeber: Initiative Stolpersteine Heidelberg

Autorinnen und Autoren: Franziska Feil, Lena Gallistl, Rose Marie Gold, Susanne Himmelheber, Jana Hofmann, Julian Kraul, Heinz und Ute Lägler, Silke Makowski, Joachim Maier, Maria Martus, Renate Marzolf, Volker von Offenberg, Andreas Porcher, Claudia Rink, Thomas Somló, Imogen Theiss, Friedrich Trefz, Peter Zentel

Redaktion: Susanne Himmelheber, Ingrid Moraw, Claudia Rink

Umschlag: Bettina Bank, Heidelberg

Druck: City-Druck Heidelberg

Heidelberg, im Januar 2020